

Zeitschrift für  
aktuelle Fragen

kultur

elemente

Herausgegeben von der  
Distel - Vereinigung

Poste Italiane s.p.a.  
Spedizione in Abbonamento  
Postale - 70 %  
NE Bolzano

Nr. 117  
Oktober 2014

Euro 3,50

[www.kulturelemente.org](http://www.kulturelemente.org)  
[info@kulturelemente.org](mailto:info@kulturelemente.org)  
[redaktion@kulturelemente.org](mailto:redaktion@kulturelemente.org)  
[kulturelemente.wordpress.com](http://kulturelemente.wordpress.com)



Foto: Andreas Bertagnoll

Freundschaft – was ist das eigentlich? Freunde scheint man ja ganz einfach per Mausklick durch „Hinzufügen“ zu erwerben: In sozialen Netzwerken wie Facebook geht die Zahl der Freunde dann gleich in die Hunderte. Doch auch Jugendliche wissen schon bei grobem Hinsehen, dass dies mit echter Freundschaft nichts zu tun hat. Echte Freundschaft ist auch heute noch ein seltenes und hohes Gut.

Freundschaft wird in der analytischen Philoso-

phie als besondere persönliche Beziehung definiert, welche sich auf gegenseitige Fürsorge um das Wohlergehen des anderen gründet. Diese Art von Freundschaft beinhaltet immer ein gewisses Maß an Vertrautheit. Eine so verstandene Freundschaft nimmt einen zentralen Platz in unserem Leben ein: Einerseits ist die Fürsorge für unsere Freunde eingebettet in all das, was uns im Leben wichtig ist – auch in die Summe unserer moralischen Anliegen – andererseits helfen uns

Freunde, uns selbst als Personen besser zu verstehen.

Ist Freundschaft also ganz einfach etwas Wunderbares, ganz ohne Schatten? Nein, natürlich nicht. Haben Sie sich schon einmal von einem Freund ungerecht behandelt gefühlt? Oder umgekehrt das Gefühl gehabt, für eine Freundin zu wenig Zeit gehabt zu haben? Haben Sie sich jemals gefragt, ob eine bestimmte Person ein(e) Freund(in) sei oder

**1** Was ist Freundschaft? Gegenseitige Fürsorge oder Liebe, Vertrautheit und gemeinsame Aktivitäten? Philosophisch nähert sich **Georg Aichner** dieser Frage.

**4** Dem seltsamen Konstrukt der Freundschaft zwischen Mann und Frau und dessen Möglichkeiten bzw. Unmöglichkeiten geht der Beitrag von **Helga Johanna Zelger** nach.

**5** Die Liebe als Einheit von Gefühl, sexueller Anziehung und Tugend ist eine paradoxe Überforderung. **Roger Pycha** analysiert die rasanten Veränderungen in unseren Beziehungsstrukturen.

**12** Der Theologe **Bruno Klammmer** widmet sich der Virtualität von Beziehungen und plädiert für eine neue Bewusstseinskultur.

**13** Mit der Komplexität und den ideologischen Gefahren virtueller Beliebigkeit für „Digital Natives“ setzt sich **Walter Lorenz**, Rektor der Freien Universität Bozen, auseinander.

**15** **Haimo Perkmann** schließt das Heft mit einem persönlichen Nachruf auf den kürzlich verstorbenen Künstler Bruno Faidutti.

Spiegelbilder einer surrealen Wirklichkeit zeigt der Bozner Künstler **Erich Dapunt** im Galerieteil.

Die Fotostrecke in Kulturelemente 117 bestreitet **Andreas Bertagnoll**, der Beziehungsfotos aus seinem Archiv zwischen den Texten verteilt hat.



Schon Aristoteles hat sich im Buch VIII seiner Nikomachischen Ethik an einer systematischen Darstellung der Freundschaft versucht. Auch in der analytischen Philosophie und Systemtheorie im 20. Jh. finden sich Definitionen des Wesens der Freundschaft. In Heft 117 wagen sich die Kulturelemente auf den Spuren der Philosophie an eine Analyse der sich rasch ändernden Parameter von Freundschaft und Liebe in unserem digitalen Zeitalter.

**Georg Aichner** setzt sich in seinem philosophischen Beitrag mit Sinn, Nutzen und Natur der Freundschaft auseinander. **Helga Johanna Zelger** widmet sich der Freundschaft zwischen Frau und Mann, einer Beziehungsform, die gesellschaftlich lange Zeit nur bedingt toleriert wurde und bis heute von verschiedener Seite immer wieder für inkonsistent erklärt wird. Eine nüchterne und doch schonungslose Analyse der Paarbeziehungsmodelle in unserer Dienstleistungsgesellschaft unternimmt der Primar der Psychiatrie in Bruneck, **Roger Pycha**. Mit Luhmann und Talcott Parsons im Gepäck beschreibt er eine Gesellschaft, deren rasanter Paradigmenwechsel offenbar auch große Verunsicherung mit sich bringt. Mit Freundschaften und Beziehungsmodellen im „virtuellen“ Raum und deren Auswirkungen auf die reale Welt setzen sich Bruno Klammer und Walter Lorenz auseinander. **Bruno Klammer** nimmt aus theologischer Sicht Stellung und analysiert Datenpartnerschaften und virtuelle Beziehungen, den Eintritt in immer offenere Räume, der die Seelen- und Bewusstseinslandschaft des Menschen umformt. Der Sozialwissenschaftler und Rektor der Freien Universität Bozen, **Walter Lorenz**, analysiert hingegen unsere Simultangesellschaft: „Digital Natives“, die mit der Überbetonung von Individualität, permanenten Wahlmöglichkeiten und dem Verschwinden klarer Konturen überfordert sind. Dem kürzlich verstorbenen Künstler Bruno Faidutti widmet Haimo Perkmann einen persönlichen Nachruf – zwischen Tera Ladina und Home Gallery. Den Galerieteil bespielt Erich Dapunt mit „gebrochenen Realitäten“. Andreas Bertagnoll gibt in der Fotostrecke Ein- und Ausblicke auf unterschiedliche Beziehungen.

Hannes Egger,  
Haimo Perkmann

einfach nur ein(e) Bekannte(r)? Die Lebensumstände ändern sich und mit ihnen auch die Freunde: Darf man Freunde einfach gegen neue „eintauschen“? Wenn Sie sich für diese oder ähnliche Fragen interessieren, sollten Sie weiterlesen. Wie immer in der Philosophie werden Sie keine fertigen Antworten abholen können, aber die folgenden Notizen sollen Ihnen helfen, den begrifflichen Werkzeugkasten, mit dem wir über Freundschaft nachdenken, genauer anzuschauen.

• **Die Natur der Freundschaft**

Freundschaft beinhaltet in einer ersten Näherung wohl immer eine besondere Art von Fürsorge für den Freund, welche als eine Art von Liebe verstanden werden kann. In der antiken griechischen Philosophie werden drei Arten von Liebe unterschieden: agape, eros und philia. Agape ist nicht die Folge von bestimmten guten Eigenschaften und Qualitäten des geliebten Objektes, sondern sie schafft durch ihre liebevolle Hinwendung diese guten Eigenschaften erst. Sie ist uns in der christlichen Tradition überliefert als die bedingungslose Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen. Eros und philia hingegen antworten auf bestimmte Eigenschaften des Objektes, hauptsächlich auf das Gute und Schöne in ihm. Während eros durch ein leidenschaftliches Verlangen für das Objekt geprägt ist, meint philia ursprünglich ein freundschaftliches Gefühl nicht nur gegenüber Freunden, sondern auch gegenüber Familienmitgliedern, Geschäftspartnern und der ganzen Polis. Die Freundschaft, die wir meinen, scheint am ehesten der antiken philia zu entsprechen.

Aus dem Gesagten erkennen wir gut, dass Freundschaft und Liebe irgendwie begrifflich zusammenkleben. Dennoch gibt es ganz klare

hauptsächlich getragen von Interaktionen zwischen den Freunden.

Wie wird nun romantische Liebe, welche im antiken eros vorgezeichnet ist, von der Freundschaft unterschieden, welche auf der philia gründet? Bei beiden kommt es ja zu Interaktionen als Folge von gegenseitiger Liebe. In beiden Fällen gründet sich die Liebe auf die Eigenschaften des geliebten Objektes. Das wichtigste Unterscheidungskriterium ist, dass eros ein sexuelles Element beinhaltet, philia hingegen nicht. Kennzeichnend für die romantische Liebe sind Leidenschaft und das Verlangen nach physischer Vereinigung, während es bei Freundschaft um eine eher psychologische Identifikation mit dem anderen geht.

Aristoteles hat sich in Buch VIII seiner Nikomachischen Ethik als erster um eine systematische Darstellung der Freundschaft bemüht. Ausgangspunkt seiner Diskussion sind Platons Dialoge Lysis, Phaidros und Symposium. Aristoteles unterscheidet drei Motive, um Freundschaften einzugehen: Um Lust zu erlangen, um Nutzen zu erlangen, oder wegen der Eigenschaften und Tugenden des anderen. All das kennen wir aus unserem täglichen Leben: Wir sind mit Peter zusammen, weil es angenehm ist, er geht mit Paula aus, weil er sich einen Karrierevorteil erhofft, sie mag Felix wegen seines Wesens. Hier sind schon die ersten begrifflichen Risse zu erkennen: Wie können wir Peter und Paula um ihrer selbst willen mögen, wenn es in einem Fall um unser angenehmes Erleben und im anderen Fall um mögliche Vorteile geht? Bei näherem Hinsehen könnte man also Freundschaften um der Lust oder um des Nutzens willen bestenfalls als mangelhafte Freundschaften betrachten, nämlich als Freundschaften, denen das eigentliche

genden diskutierte Freundschaftsbegriff ist hingegen enger formuliert.

In den meisten philosophischen Beiträgen über Freundschaft werden drei Elemente immer wieder diskutiert: Gegenseitige Fürsorge oder Liebe, Vertrautheit und gemeinsame Aktivitäten. Diese sollen nun im Detail besprochen werden.

**1. 1. Gegenseitige Fürsorge (mutual caring)**

Ohne sie geht nichts: Gegenseitige Fürsorge scheint die Grundvoraussetzung für Freundschaft zu sein. Doch was ist hier konkret gemeint? Man wird von dem, was Freunden zustoßt bewegt: Wir freuen uns über die Erfolge unserer Freunde, wir leiden mit ihnen, wenn sie scheitern. Wir bemühen uns um das Wohlergehen unserer Freunde mit guten Ratschlägen oder konkreten Handlungen.

Wenn wir etwas lieben und uns um etwas sorgen, halten wir es normalerweise für wertvoll: das ist bei Freunden nicht anders: Wir lieben unsere Freunde normalerweise wegen der wertvollen Eigenschaften, die sie haben. Es gibt jedoch auch Autoren, welche hier eine andere Position vertreten. Nach Marylin Friedman verleihen wir unseren Freunden Wert, wenn wir sie lieben und uns um sie sorgen. Gemäß obiger Unterscheidung entspricht dies eher der agape als der philia. Zu diskutieren sind in diesem Fall auf jeden Fall Veränderungen in der Zeit. Die Eigenschaften um derentwillen man einen Freund ausgesucht hat, mögen sich mit der Zeit ändern. Der Freund ist nicht mehr derselbe. Was passiert dann? Wird die Bewertung der Eigenschaften der Bindung und Beziehung untergeordnet? Wenn ja, unter welchen Umständen und bis zu welchem Punkt? Auch sind Freundschaften



Foto: Andreas Bertagnoll

begriffliche Unterschiede. Liebe ist eine letztlich beurteilende, evaluierende Einstellung gegenüber einer Person, unabhängig davon, ob diese Liebe erwidert wird oder nicht und unabhängig davon ob wir zu dieser Person eine Beziehung haben oder nicht. Freundschaft hingegen ist eine Art von Beziehung, welche auf wechselseitiger Fürsorge gründet. Deshalb kann man wohl von unerwideter Liebe, nicht aber von unerwideter Freundschaft sprechen. Freundschaft beinhaltet also zwar auch eine gegenseitige Liebe irgendeiner Art, wird aber

Element fehlt, nämlich die philia zum Wesen des anderen. Deshalb meinen die meisten zeitgenössischen Autoren, wenn sie über Freundschaft schreiben, nicht Freundschaft um der Lust oder des Vorteils willen, sondern Freundschaft um des Wesens willen.

Obwohl die antike philia unserer Freundschaft ähnlich zu sein scheint, gibt es doch auch wichtige Unterschiede: Philia kann auch den eigenen Kindern, Verwandten, Geschäftspartnern und dem Vaterland gelten. Der im Fol-

und die Bewertungen auf denen sie fußen, keine unveränderlichen Einbahnsysteme: Freunde beeinflussen sich gegenseitig, im Laufe von Freundschaften ändern sich Eigenschaften durch den gegenseitigen Einfluss, aber auch die Wertesysteme, mit denen diese Eigenschaften beurteilt werden.

• **Vertrautheit**

Vielleicht sorgen wir uns auch um das Wohlergehen von Mitarbeitern am Arbeitsplatz

oder von unseren Kunden. Womöglich gibt es Menschen, mit denen wir regelmäßig Kaffee trinken und über das Wetter reden. Freundschaft unterscheidet sich von diesen zwischenmenschlichen Beziehungen dadurch, dass sie „tiefer“ ist, dass sie ein gewisses Maß an Vertrautheit beinhaltet. Verschiedene Autoren schätzen die Wichtigkeit dieser Vertrautheit unterschiedlich ein.

Nach Thomas ist diese Vertrautheit als ein Sich-Öffnen (self-disclosure) zu verstehen: Ich erzähle meinen Freunden Dinge, welche ich anderen Menschen nicht im Traum erzählen würde und erwarte im Gegenzug, dass auch sie mich an den intimsten Vorgängen ihres Lebens teilhaben lassen. Dadurch wird nach Thomas eine Vertrauensbrücke konstruiert, die für Freundschaft wesentlich ist, da wir uns dadurch auch verwundbar machen. Dies ist eine schwache Theorie der Vertrautheit. Cocking & Kennett karikieren diese Position als „the secrets view“:

It is not the sharing of private information nor even of very personal information, as such, that contributes to the bonds of trust and intimacy between companion friends. At best it is the sharing of what friends care about that is relevant here.

Ihr Argument ist, dass dieser „Blick auf Geheimnisse“ das Vertrauen unterschätzt, welches für eine Freundschaft notwendig ist. Das Eintreten in und der Unterhalt von Freundschaftsbeziehungen erfordert ja erfahrungsgemäß ein ordentliches Maß an Vertrauensvorschuss. Ein Gespräch mit einem Freund hat ja als implizite Voraussetzung, dass wir dem Freund bis zu einem gewissen Maß vertrauen, dass er weiß, was gut für uns ist.

Wenn ich nun meinem Freund in seiner Einschätzung dessen, was gut für mich ist, vertraue, so vertraue ich ihm nicht nur, dass er versteht wer ich bin und dass ich bestimmte Dinge für wertvoll halte und andere nicht, sondern auch dass er den Wert dieser Dinge versteht, welche so bedeutungsvoll für mich sind. Dies scheint in einer gegenseitigen Empathie begründet, in einer ähnlichen Sicht der Welt, in einer ähnlichen Einschätzung darüber, was wichtig und unwichtig ist. Dies ist eine Beschreibung von Vertrautheit, welche über das gegenseitige „Sich öffnen“ von Thomas weit hinausgeht. Man spricht hier von einer starken Theorie der Vertrautheit.

#### • Gemeinsame Aktivitäten

Wenn man nie etwas mit jemandem zusammen tut, kann man keine Freundschaft mit dieser Person unterhalten. Freunde reden miteinander, besteigen zusammen Berge und besuchen gemeinsam Kunstaussstellungen. Wesentlich dabei ist, dass diese Aktivitäten wenigstens zum Teil durch die Freundschaft motiviert sind. Hauptsächlich soll also nicht die Eidechsspitze bestiegen werden, sondern es soll mit Peter eine Bergtour gemacht werden. Ebenso muss ein wesentliches Merkmal dieser Unternehmungen sein, dass sie „geteilt“ werden. Geteilte Unternehmungen und Erlebnisse können nicht von Eigennutz motiviert werden, z. B. vom Gedanken ich räume heute den Garten mit dir auf, weil ich hoffe, dass du mir morgen beim Streichen des Zaunes hilfst. Zweck dieser Aktivitäten ist immer, sie mit dem Freund zu machen.

Warum sind diese geteilten Aktivitäten für Freundschaften so wichtig? Was sagt diese Wichtigkeit über das Wesen von Freundschaft aus? Die Antwort auf diese zweite Frage lautet, dass gemeinsame Aktivität wichtig ist wegen der gemeinsamen Interessen, die Freunde teilen. Diese gemeinsamen Interessen wiederum sind die Folge von jener Ver-

trautheit, welche so charakteristisch für Freundschaft ist: Deshalb ist das gemeinsame Verfolgen dieser Interessen für die Freundschaft wichtig. Demnach sind für Autoren, welche eine schwache Theorie der Vertrautheit vertreten (Thomas), gemeinsame Aktivitäten nicht so wichtig, wie für Autoren, die eine starke Theorie der Vertrautheit vertreten (Cooking & Kennett).

#### • Nutzen der Freundschaft

Nutzen der Freundschaft? Welche Frage? Ist es nicht gut, Freunde zu haben? Wird nicht der beneidet, der viele Freunde hat? Andererseits: Sorge um gegenseitiges Wohlergehen, Vertrautheit und gemeinsame Aktivitäten erfor-



Foto: Andreas Bertagnoli

dern Zeit. Warum sollte man eine beträchtliche Menge Zeit und Ressourcen in Freunde investieren anstatt in sich selber? Was macht Freundschaft wertvoll für mich? Die Antworten darauf helfen mir bei der Beurteilung der Frage, ob bestimmte Freundschaften, welche ich habe, gute Freundschaften sind oder nicht.

Eine mögliche Antwort ist, dass Freundschaften an sich gut sind: Freundschaften machen uns lebendiger, sie sind „life-enhancing“. Dies würde bedeuten, je mehr Freundschaften umso besser, und erklärt nicht, warum manche Freundschaften besser für uns sind als andere.

Eine bessere Antwort liefert Aristoteles und auf ihn aufbauend Cooper:

Welche sind die Voraussetzungen für ein gutes Leben? Viele Häuser, viele Autos, viele Freunde? Kann sein, kann aber auch ganz anders sein. Um zu erfahren, ob viele Häuser oder Bildung oder sonst etwas für mich wichtig ist, muss ich zuallererst etwas über mich selber erfahren. Nichts leichter als das, werden Sie sagen, ich weiß alles über mich, niemand kennt mich besser als ich mich selber! Weit gefehlt, antworte ich Ihnen mit Aristoteles, der Weg des Lebens ist mit Falltüren der Selbsttäuschung gepflastert: Ehe Sie sich's versehen, glauben Sie, Sie brauchen noch ein Haus zu ihrem Glück oder Sie haben dieses extrem gut und jenes furchtbar falsch gemacht. Wer hilft Ihnen, dies alles zu objektivieren? Arbeitskollegen, Kaffeebekanntschaften? Vielleicht zu einem ganz kleinen Teil. Was Ihnen wirklich hilft, sind Gespräche mit Freunden. Was Ihnen hilft, sind Bergtouren, nicht Bergtouren um der Eidechsspitze willen, nicht Touren, um der Geschwindigkeit willen, mit der Sie die Berge besteigen, sondern Wanderungen, welche Raum für Gespräche schaffen, nicht für Gespräche mit irgend jeman-

dem, sondern für Gespräche mit Freunden. Freunde helfen Ihnen, sich selber weiter zu entwickeln, Freunde kritisieren Sie für ihr Wohlergehen, Freunde helfen Ihnen, sich im Spiegel zu sehen, ohne Freunde verlieben Sie sich in ihr Spiegelbild und werden zum Narziss.

Kennen Sie das: Sie wollten laufen gehen, aber der innere Schweinehund war einfach zu groß. Sie haben zwar das Wetter vorgeschoben, und auch die leichte Magenverstimmung hat geholfen, aber letztlich wissen Sie ja genau, dass Sie dieses Mal einfach zu faul waren. Dies ist das zweite Argument, welches Aristoteles für Freundschaften liefert: Sie helfen uns Aktivitäten aufrecht zu erhalten,

welche gut für uns sind, die aber Gefahr laufen einzuschlafen. Ist das nicht ein Widerspruch, mögen Sie sagen, obwohl ich mit Hans regelmäßig laufe, führen wir keine vertrauten Gespräche. Hans – so würde Aristoteles antworten – läuft zwar mit Ihnen, wird aber erst zum Freund, wenn Sie ihm vertrauen, dass er weiß, was gut für Sie ist, und er Sie dann auch auffordert zu tun, was in seinen Augen für Sie gut ist. Wesentlich ist also nicht das zusammen tun, sondern wie man es zusammen tut. Wesentlich ist die Vertrautheit, das Wissen um den anderen und die Fürsorge für ihn. Kann sein, dass Laufen überhaupt nicht gut für Sie ist, und Sie mit jemandem laufen, der das gar nicht bemerkt. Das hat nichts mit Freundschaft zu tun.

Nun könnte man fragen: Sind Freunde eigentlich ersetzbar? Wenn ich bisher in langen Gesprächen auf Bergtouren mit Freund X mich besser kennengelernt habe, und wir uns über Jahre gegenseitig den Spiegel vorgehalten haben, warum nicht X gegen Y austauschen, der vielleicht im Augenblick mehr Zeit hat? Unsere Intuition sagt nein, aber warum?

Freundschaften haben nicht nur einen Nutzen, der sich aus Vertrautheit und gemeinsamen Aktivitäten ergibt, sondern sie haben auch eine Geschichte. Resonanzkörper der gemeinsamen Gespräche auf Bergtouren sind eine Fülle von gemeinsamen Erlebnissen, bestanden Gefahren und ausgefochtenen Diskussionen. Dieses ganze unausgesprochene Netz von Überzeugungen und Erlebnissen ist nicht so ohne weiteres zu ersetzen, da es durch lang währende Pflege entstanden ist.

Sie wissen ja: Freundschaften muss man pflegen wie Gärten. Deshalb: Genug des Schreibens, genug des Lesens, machen wir uns ans Werk, wenden wir uns der Pflege zu! ■



Helga Johanna Zelger

# Freundschaft zwischen Mann und Frau

Über ein seltsames Gebilde und die Frage, ob so etwas überhaupt gelingen kann

Zuallererst gilt festzuhalten: Freundschaft ist ein weites Feld. Es gibt sie in allen Formen und Schattierungen. Oft wird sie als solche bezeichnet, obwohl nicht mehr als flüchtiges Kennen dahintersteckt, in den neueren Errungenschaften der Internetplattformen braucht es noch nicht einmal die persönliche Bekanntschaft. Daneben tut sich manch einer selbst

meist als Zweier-, Dreier-, ganz selten Viererbänden, dienen dem sozialen Austausch und der Stütze, das gemeinsame Gespräch, der Trost in schwerer Stunde, vor allem beim Liebeskummer, stehen im Mittelpunkt.

Anders sind Buben- und Männerfreundschaften, sie basieren hauptsächlich auf gemeinsa-



Foto: Andreas Bertagnoli

bei einer sehr innigen Beziehung noch schwer, sie mit dem Begriff der Freundschaft zu versehen. Sie ist und war weit weniger Gegenstand der Forschung als ihre große Schwester, die Liebe, gewinnt aber in Zeiten zerbrechender familiärer Bande und zunehmender Globalisierung, bei gleichzeitiger Entfremdung und Isolation des Einzelnen mehr und mehr an Bedeutung. Sie ist altruistischer und freier als die Liebe, nicht auf Ausschließlichkeit fixiert und weit weniger fordernd.

Gegenstand jeder Freundschaft sind zunächst gemeinsame Interessen, ein gemeinsames Schicksal, die selbe Schulkasse oder ähnliches, das Verständnis für den Anderen, so Ähnlichen, schafft. In ihrer Gestaltung ist sie dynamisch, Veränderungen im außen lassen sie oft abflauen und nicht selten heimlich, still und leise sterben. Aber meist endet sie nicht mit dem großen Streit oder ultimativen Crash, sondern köchelt eine Zeitlang auf Sparflamme, bevor sie ganz erlischt und der genaue Endpunkt bleibt unbemerkt. Darin unterscheidet sie sich von der partnerschaftlichen Liebe, die auch nach dem Verlöschen noch von den vielfältigen Zwängen, die man gemeinsam geschaffen hat, zusammengehalten wird und meist erst nach heißen Kämpfen mit verletzten Gefühlen in eine neue Freiheit entlässt.

Manche Freundschaft wird bereits im Kindergartenalter geschlossen, überdauert die Schulzeit, selbst getrennte Bildungs- und Bindungswege, lässt viel Freiheit und bleibt trotz allem Verbindung, kennt zwischendurch gehäufte Kontakte, dann wieder seltenere, ohne daran zugrunde zu gehen.

Später geschlossene Freundschaften sind meist kurzlebiger und gehen leise auseinander, wenn sich Lebenspläne verschieden entwickeln und die vordergründigen Gemeinsamkeiten abschwächen. Mag sein, dass ein Um- oder Wegzug geografischen Abstand schafft, der sich immer schwerer überwinden lässt, einer schafft früher Familie, die Themen und Probleme sind dem anderen fremd, oder das Schicksal schlägt zu und verlangt nach neuen Bundesgenossen.

Frauen- und Mädchenfreundschaften spielen

mem Tun: Sport, Politik, Reisen, Vereinstätigkeit. Schwierige persönliche Themen und Schwächen bleiben außen vor. Männer tauschen sich darüber nach wie vor ungern aus, geben sich gerade auch unter ihresgleichen als starker Kerl.

Dass auch Männer und Frauen so etwas wie Freunde sein könnten, war lange Zeit nicht vorgesehen und ist erst seit kurzem Gegenstand der Forschung.

Die Welten europäischer Männer und Frauen verliefen bis weit ins 19. Jh. parallel, ohne sich zu treffen, meist kreuzten sie sich nicht einmal. Das galt gerade auch für Partnerschaften, die nicht aus Liebe, sondern aus rationalen Beweggründen geschlossen wurden, der Mehrung des Reichtums oder der besseren Nutzung der Arbeitskraft dienten. Männer und Frauen blieben unter sich, die einen in der Außenwelt, die anderen im Inneren von Heim und Herd. Wenigen Frauen war es bis dahin vergönnt, in die Männerwelt vorzudringen, sich intellektuell einzubringen und mitzureden. Und so sind die wenigen Verbindungen dieser Art auch meist nicht frei von Erotik geblieben, so etwa bei Abaelard und Heloise, dem mittelalterlichen Paar, dessen gemeinsame Liebe zum Geist auch das Körperliche nicht auszuschließen vermochte.

Erst die moderne Zeit ermöglichte es Mädchen und Frauen, in die bis dahin von Männern dominierten Welten vor- und einzudringen und neue, andersartige Kontakte zu knüpfen. Und damit wurde auch der Weg für die gegengeschlechtliche Freundschaft frei. Sie ist mittlerweile in der Pubertät, bis in die Ausbildungs- und Studienjahre hinein weit verbreitet, besonders seit sich die Geschlechterzahl auch an den Universitäten angeglichen hat. Meist stehen die gemeinsamen Ausbildungsthemen im Vordergrund, die Kontakte sind oberflächlich, erfolgen bevorzugt in der Gruppe, selten paarweise. Im letzteren Fall droht immer auch das Kippen in die Liebesbeziehung oder die Frustration einseitiger, unerwidelter Liebe und damit das vorzeitige Ende der Freundschaft.

Nach der Zeit der Paarbildung in den mittleren Lebensjahren nimmt die Zahl von Mann/Frau-

Freundschaften deutlich ab, da sie sich, wenn sie eine gewisse Innigkeit erreicht haben, nur schwer mit einer funktionierenden Partnerschaft eines oder beider Beteiligten vereinbaren lassen. Eifersüchteilen der Partner sind in solchen Fällen fast immer an der Tagesordnung.

Im höheren Lebensalter entstehen erneut Freundschaften als Zweckgemeinschaften gegen die Einsamkeit, verbunden mit gemeinsamen Aktivitäten, doch der erheblich höhere Frauenanteil dieser Altersgruppe lässt gegengeschlechtliche Freundschaften noch die Ausnahme sein.

Freundschaften zwischen Mann und Frau entstehen, ähnlich den gleichgeschlechtlichen, zunächst auf der genannten Basis gemeinsamer Interessen, seien es intellektueller Austausch, sportliche Aktivität, politisches oder soziales Engagement, gepaart mit Sympathie. Von der Liebesbeziehung grenzen sie sich von allem Anfang an dadurch ab, dass die Erotik keinerlei oder zumindest nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt. Die erotische Anziehung der jungen Liebe bindet zunächst stark, schafft schnell Abhängigkeiten und schert sich vorerst wenig um eventuelle Inkompatibilitäten von Interessen, Lebensanschauungen und -entwürfen, Charakter- und Persönlichkeitsmerkmalen. Hat sich erst eine Paarbildung etabliert, werden genau diese Gegensätze zu Stolpersteinen, die einem langfristigen Gelingen entgegenwirken können. Die gegengeschlechtliche Freundschaft beginnt dagegen leise, die Gemeinsamkeiten fernab der Erotik lassen eine der Liebesbeziehung gegenläufige Entwicklung zu. Während die letztgenannte nicht selten mit einer Art Urknall beginnt, um etliche Jahre und einige Kinder später als Supernova genauso turbulent zu enden, schafft die erstere leise immer größere Verbindlichkeiten, krieert Neues und schweißt die Beteiligten mehr und mehr zusammen.

Mit der Erotik muss sich das Freundespaar unter Umständen durchaus und immer mal wieder auseinandersetzen, sei es, weil tatsächlich eine Anziehung bei einem oder beiden vorhanden ist, sei es, weil diesbezügliche Missverständnisse auftauchen oder einfach nur deshalb, weil der Argwohn von außen auf die beiden trifft. Entstehende Begehrlichkeiten können, wenn ihnen nachgegeben wird, tatsächlich alles verändern, verkomplizieren, vielleicht auch definitiv beschädigen und die Freundschaft vorzeitig beenden. Andererseits schafft gerade die Spannung im Zusammentreffen zweier Individuen, die in ihrer Denk- und Sichtweise weiter auseinander sind, als gleichgeschlechtliche Freunde, den lebendigen Austausch, erweitert die eigene Sicht auf die Welt, da sie auch mit den Augen des anderen gesehen werden kann und schafft so tatsächlich Neues. Die Gefahren und Klippen sind zwar etwas größer als bei der Mann/Mann- oder Frau/Frau-Freundschaft, doch lohnt unterm Strich der Gewinn das Eingehen des Risikos. Die Lebendigkeit liegt gerade darin, dass die Beziehung oft unklar, ausufernd, bereichernd, ambivalent, aber letzten Endes immer belebend für beide ist, daher lohnt es sich trotz allem an einem solchen Projekt zu bauen, wenn sich die Gelegenheit dazu ergibt. Freundschaften sind nämlich die beständigeren Beziehungsformen als Liebesbeziehungen, die immer seltener lebenslang dauern, und können gerade in schweren Zeiten das entstehende Vakuum füllen, ja erst ein Leben in Fülle garantieren.



Roger Pycha

# Paarbeziehung, Sexualität und veränderte familiäre Zeitrechnung

## Paarbeziehung und Sexualität

1968 wird der Philosoph und Soziologe Theodor W. Adorno an der Goethe-Universität in Frankfurt so lange von Studenten während seiner Vorlesungen beschimpft, bis er sie einfach hinwirft. Die Universität hat Mühe, einen Ersatzmann zu finden. Schließlich wagt sich der praktisch unbekannte Niklas Luhmann an den Posten, liest über „Liebe als Passion“ und leitet damit eine radikal neue soziologische Sichtweise ein. In Harvard hat er den berühmten Talcott Parsons kennen gelernt, der in der modernen Gesellschaft unabhängige funktionale Systeme am Werk sieht. Wie diese Systeme sich aufrecht erhalten, beantwortet ihm der chilenische Biologe Humberto Maturana, der die grundlegenden Eigenschaften von Lebewesen beschreibt, und eine davon in der Selbsterzeugung – Autopoiese – sieht. Lebende Organismen sind pausenlos damit beschäftigt, sich selbst neu zu schaffen. Dazu kommunizieren sie, das heißt, sie organisieren mit Hilfe von Sprache (dem genetischen Code) ein System (ihren Stoffwechsel). Luhmann sieht nun die sozialen Systeme wie Lebewesen. Wirtschaft, Politik, Rechtsprechung, Medien, Erziehung, Kunst sind weitgehend unabhängige Systeme, die sich vor allem selbst erhalten. Sie kommunizieren, indem sie Erwartungen austauschen. Moderne Gesellschaften zerfallen

radoxe Überforderung. Je perfekter gegenseitige Erwartungen aufeinander abgestimmt werden, desto vorhersehbarer und langweiliger werden die Reaktionen, die den Reiz des Unwahrscheinlichen verlieren (1, 2).

Stephanie Coontz schreibt 2005 sinngemäß ergänzend (3): Die Liebe als Basis der Beziehung bei zunehmender wirtschaftlicher Unabhängigkeit beider Partner zu betrachten, ist der Hauptgrund für die hohen Scheidungsraten ab 1960. Die Stabilität einer Liebesbeziehung ist aus sich heraus gefährdet, zu sehr ändern sich zwei Persönlichkeiten im Lauf der Jahrzehnte. Und lange vorher hat Hannah Arendt in ihrer Dissertation konstatiert: „Liebe ist exklusiv und trennt das Paar von der Welt“ (4). Erst Kinder stellen den Kontakt zur Welt wieder her. Auch Max Weber ortet in einer Versorgungsgemeinschaft um die Kinder und in einem wirtschaftlichen Haushalt eine stark stabilisierende Wirkung (5), Liebe und Leidenschaft werden Teile der Ehe. Und das Treueversprechen „Bis dass der Tod euch scheide“ war bis vor wenigen Jahrzehnten der häufigste Trennungsgrund einer ehelichen Beziehung, einfach wegen der deutlich geringeren Lebenserwartung. Um 1800 erlebten gerade 2% der Mütter die Pubertät ihres letzten Kindes mit (6). Erstaunlicherweise waren die Familien z.B. in England mit 3-4 durchschnittlichen Mitgliedern nicht größer als heute, und

erotischen Dauergemeinschaft kein zureichendes Bindeglied für Familien im traditionellen Sinn. Und auch wenn die Familienstruktur vermutlich älter ist als die Menschheit selbst (9), bildet sie doch durch die Zeiten und Kulturen die verschiedensten Formen und Varianten aus. Was sich heute anbahnt, ist eine synchrone und diachrone Globalisierung dieses Musters, weshalb zunehmend Stieffamilien, alleinerziehende Eltern, Singles mit familiärer Einbindung, Adoptivfamilien, aber auch gleichgeschlechtliche Paare mit Familienerweiterung entstehen werden. Interessanterweise bezeichnen 75% der Kinder ihre Beziehungen zu Stiefeltern als eng bis sehr eng (10). Neue Bedingungen sind in diesen Konstellationen spürbar. So wachsen immer mehr Kinder in Familien auf, in denen beide Eltern arbeiten oder der einzig vorhandene Elternteil erwerbsmäßig tätig ist. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist das große Gegenwarts- und Zukunftsthema beider Geschlechter, wenn auch viel stärker von Frauen vorangetragen. Auf sie wirken sich Trennungen und Scheidungen ökonomisch auch einschneidender aus. In Europa sind durchschnittlich 30 bis 35% der alleinerziehenden Mütter von relativer Armut bedroht (relativ arm ist, wer weniger als 50% des Medians des Einkommens aller Haushalte erzielt)(11). Der Familienreport der BRD 2009 identifiziert 85% der Alleinerziehenden als Mütter, die



Foto: Andreas Bertagnol

regelmäßig in einzelne Systeme, sodass sich die Menschen in ihnen nur schwer als einzigartig und individuell erleben. Diese Funktion übernimmt die Liebe. Auch sie ist ein soziales System, das Versprechungen und Erwartungen – so genannte „Codes“ – vermittelt. Sie wird zur Selbstdarstellung und zum unwahrscheinlichen Fall, in den Erwartungen des anderen das eigene Glück zu finden. Dieser Fall ist normal und häufig, aber nicht unbedingt von Dauer. Der anfälligste aller Codes, nämlich die Übereinstimmung aller Erwartungen, soll die größte soziale Stabilität – eine lebenslange Partnerschaft – vermitteln? Die Liebe als Einheit von Gefühl, sexueller Anziehung und Tugend ist deshalb bei Luhmann immer eine pa-

wirtschaftliche Notwendigkeit trieb in die sequentielle Monogamie: Bauernwitwen heirateten rasch Bauern, Handwerkerwitwen rasch Handwerker nach, um den Versorgungskreislauf nicht zu unterbrechen, und beide Ehepartner trugen nach Möglichkeit zum Einkommen bei (7).

Aus ganz anderen Voraussetzungen entstehen Patchworkfamilien heute. In den USA wachsen seit 1976 konstant ca. 30% der Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern auf. (8), obwohl die Idee des unersetzbaren Partners und der einzigartigen Kinder zum Modell familiärer Bindungen geworden ist. Ganz offensichtlich ist das Konzept einer intimen und

selbst für Einkommen und Fürsorge ihrer Rumpffamilie aufkommen müssen. Alleinerziehende Mütter nehmen rasch zu, was das Risiko der relativen Armut ihrer Kinder wieder erhöht.

Eine Scheidung schwächt die Beziehung der Kinder zu beiden Eltern, einschneidend erkalten aber die Kontakte zum Vater. Kinder entwickeln geringere Selbstachtung und Verhaltensprobleme, wozu sowohl der Dauerkonflikt der Eltern wie das Zerschneiden der Familie beitragen (12). Später erleben die Kinder häufiger das Zerschneiden eigener Beziehungen und weniger oft soziale oder emotionale Unterstützung dabei. All diese Hinweise ver-

Thema





Foto: Andreas Bertagnol

deutlichen im Umkehrschluss, dass die elterliche Beziehung ein wichtiges Vorbild und eine große Ressource für die kindliche Entwicklung darstellt.

Der fast allgegenwärtige Talcott Parsons hat die Aufgabenteilung der Arbeiterfamilie im Industriezeitalter so beschrieben, dass der Mann den Verdienst der Familie beisteuert und gesellschaftliche Regeln und Werte in sie hineinträgt, während die Frau für innerfamiliäres gutes Klima und die Erziehung der Kinder sorgt. Die Vorteile dieses Modells der unterschiedlichen Rollen sind, dass den Kindern konstant eine fürsorgliche Bezugsperson zur Verfügung steht, und die Notwendigkeit des Mannes, Orte und Arbeitsplätze zu wechseln, keinen Bruch der Liebesbeziehung mit sich bringt: Seine Familie folgt ihm auf den Pfaden der industriegesellschaftlichen Mobilität. Freilich kollidiert es mit den Ideen der (wirtschaftlichen, funktionellen) Gleichberechtigung der Geschlechter und der einzigartigen Begegnung auf gleicher Augenhöhe, mutet somit ein halbes Jahrhundert später fremd an und scheint mit gegenwärtigen Ansichten nicht mehr kompatibel zu sein.

„Produkte sind Vorwände, um Dienstleistungen zu verkaufen“, steht groß in einer bekannten Brunecker Computerfirma. Prägnanter kann man den Übergang von der Industriegesellschaft in eine komplexe Dienstleistungsgesellschaft, die mehr als 50% aller Arbeitsplätze bestreitet, nicht beschreiben. Diese

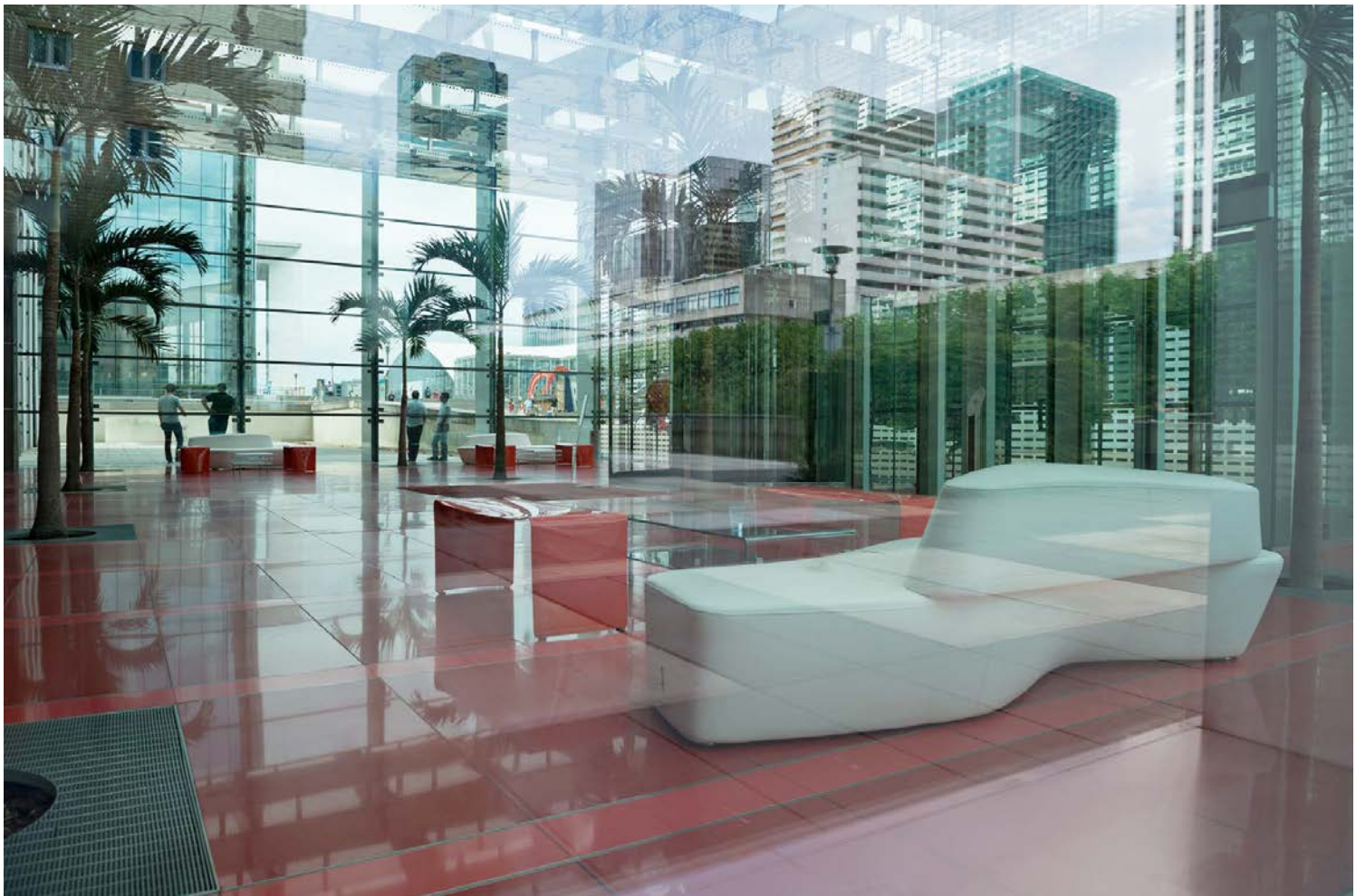
verlangt ihren Mitgliedern im Beruf weit höhere, oft sehr unterschiedliche Qualifikationen ab, vor allem aber den Erwerb umfangreichen theoretischen Wissens vor der praktischen Erprobung, mit sehr flexiblem Einsatz dieser Kenntnisse und langen Suchschleifen nach dem richtigen Beruf. Richard Sennett hat den „flexiblen Menschen“ als idealtypischen Arbeitnehmer beschrieben, der möglichst ungebunden, intelligent, vielseitig und einsatzfreudig sein soll, in Wirklichkeit aber keinen ethischen Zusammenhang mit seinem Arbeitsauftrag mehr verspürt, weil er beliebig und austauschbar behandelt wird. (13).

Mit 27 sind junge Menschen in Deutschland durchschnittlich wirtschaftlich selbständig genug, nicht nur Sexualgemeinschaften einzugehen, sondern einen Hausstand und Kinder auch finanziell zu sichern (14). Die folgenden 5 Jahre sind die „rush hour“ des Lebens, mit intemem Zusammenleben, Kinderkriegen und Großziehen, Dauereinsatz in beruflicher Positionierung beider Partner, die meist in der Ausbildungszeit Schulden und Erwartungen angehäuft haben. Vor allem junge Männer verschließen sich diesem Stress und bleiben bewegliche Singles oder begründen sexuelle Dauergemeinschaften ohne gemeinsamen Haushalt. In Deutschland leben schätzungsweise 50% der 25-jährigen Männer bei ihren Eltern und betreiben LAT (living apart together) (15). Man zieht in Zukunft als Mann nicht zur Vermeidung des Generationenkonflikts mit der Freundin rasch in den eigenen

Hausstand (industrielles Modell), oder mit ihr bei den eigenen Eltern ein (landwirtschaftliches Modell), sondern irgendwann mit ihr und den gemeinsamen Kindern von den Eltern aus. Frankreich schafft bereits jetzt gezielte Anreize, um diesen Vorgang zu beschleunigen (16). Es bietet Ganztagschulen und schützt die Karrieren seiner jungen Frauen bestmöglich, und kommt so auf 2 Kinder pro gebärfähige Frau – das ist zusammen mit Island europäischer Rekord. Um eine Bevölkerung stabil zu halten, braucht es laut Demografen 2,1 Kinder pro gebärfähige Frau. Unkenrufer über das Aussterben Europas sollten bedenken, dass Geburten praktisch überall auf der Welt rückläufig sind, gerade auch in China und in Indien. 2070 wird die Erdbevölkerung voraussichtlich bei 9 Milliarden Menschen stehen und zu schrumpfen beginnen. (17)

Gleichzeitig werden die Eltern der Gegenwart und Zukunft sexuell deutlich toleranter, sind als Kinder der sexuellen Revolution insgesamt weniger puritanisch und schamhaft und können gelebte Intimität der Jungen viel besser in ihr eigenes Familienleben integrieren. Umgekehrt verhalten sich gerade junge Männer deutlich weniger aggressiv und triebhaft als noch in den 1960er Jahren (18), als die Eroberung der jungen Frau das gängigste Muster war. Das neue Muster sieht ein Aushandeln des Umgangs mit Sexualität zwischen den Geschlechtern, aber auch innerhalb der Familien vor. Die soziale Verwirklichung von Liebesbeziehungen wird in Zukunft ein weites





Paris



Amsterdam



Vancouver





Stuttgart



Stockholm





Kopenhagen



## SPIEGELBILDER EINER SURREALEN WIRKLICHKEIT

**Erich Dapunt** ist ein Fotograf, der sich wiederholen kann. Nicht im Sinne, dass er bereits Gezeigtes wieder anbietet, sondern vielmehr durch die technische und ästhetische Bravour, mit der er fotografische Themen angeht. Eine Tatsache, die schon in seinen vorherigen Arbeiten ersichtlich war und nun, in dieser neuen, faszinierenden, polychromen Serie von Bildern bestätigt wird.

Das fotografische Set des Autors setzt sich in diesem Fall aus unzähligen Fragmenten urbaner Realitäten zusammen, die der Betrachtung des Beobachters zurückgegeben werden, nachdem der Fotograf deren intime Stofflichkeit erforscht und gezeigt hat, dass er imstande ist, die formale Zeichenkomplexität und noch mehr die melancholische Widersprüchlichkeiten zu erfassen.

Ein Blick, der nie vorhersehbar ist, ermöglicht Erich Dapunt, seine persönliche Zergliederung des täglichen Fließens der urbanen Zeit durchzuführen und es in der dynamischen, fotografischen Erfahrung zum Zweck eines persönlichen und intimen Diskurses über die Bedeutung unserer Existenz zu kristallisieren.

Die neue Arbeit von Dapunt verdichtet viele Eindrücke, die ihn bisher dazu gebracht haben, urbane Räume, welche von Menschen und von deren Produkten bewohnt sind, zu erforschen. Räume – man spürt dies unvermittelt – in denen der Faden eines Diskurses wieder aufgenommen wird, der schon in der vorherigen Arbeit „interplay“ den Autor dazu veranlasst hatte, mit schneidendem Schriftzug die Großstadtschluchten, in denen sich die unendlichen existentiellen Erfahrungen der Individuen abspielen, essentiell darzustellen.

Die von Dapunt eingefangenen Spiegelungen brechen die Realität, obwohl sie ihr angehören. Die Lichtstrahlen, die formalen, volumetrischen und chromatischen Exartikulationen sind für den Fotografen funktionell, um das Reale in das Surreale zu verwandeln. In diesem imaginären Bereich bewegt sich Dapunt mit Sicherheit, mit expressiver Eleganz und raffinierter Ästhetik, um uns daran zu erinnern, dass alles, in der scheinbaren Wahrnehmung von Effizienz und Funktionalität, in Wirklichkeit prekär und oft auf überraschende Weise unausgeglichen ist.

In der surrealen Welt von Erich Dapunt lösen sich die Elemente, die für das allgemeine Empfinden das urbane Reale konnotieren, auf, und machen der Magie einer neu erfundenen Perspektive des Blickes Platz, die das Artefakt der Spiegelung konstruiert. Ein „Ready-Made“, wie Marcel Duchamp sagen würde,

das in seiner sprachlichen Neugestaltung und in der Überwindung der rein ästhetischen Vorstellung die Widersprüchlichkeit zeigt, aus der es sich nährt.

Vielleicht besteht die außergewöhnliche Reise, auf die wir uns begeben, wenn wir uns den kaleidoskopischen „visuellen Pattern“ dieses Autors anvertrauen, darin, dass wir zur Entdeckung gelangen, dass das, was sich in seiner magischen und destrukturierten Welt widerspiegelt, nicht sosehr die transfigurierten Gegenstände und Formen der Realität sind, sondern dass wir es selbst sind. Im Versuch, über eine unnütze kognitive Anstrengung die dynamischen Verzahnungen, aus denen sich die gespiegelte Realität dieser Bilder zusammensetzt, auf eine verständliche Evidenz zurückzuführen, wird uns bewusst, dass diese Bilder in ihrer verführerischen formalen Schönheit uns zur gleichen Täuschung verführen, mit der wir unsere Existenz wahrnehmen.

Diese surrealen und instabilen Spiegelungen, die entstehen oder sich auflösen, wenn man die Betrachtungsperspektive oder die Visierlinie der Aufnahme auch nur um wenige Grade verändert, sind eine wundervolle Metapher der Fragilität, mit der wir, in den leuchtenden Fragmenten von Erich, das Fließen unserer Lebenszeit wahrnehmen können. Scheinbar ewig, in Wirklichkeit vergänglich, es reicht ein Schritt nach vorne oder einer zurück, um eine verschiedene oder neue Spiegelung wahrzunehmen, die aber gleich verschwindet, sobald wir sie erkennen.

Die wahre Entdeckung der fotografischen Erfindungen von Erich Dapunt besteht eben darin. Vom Licht abgeschirmt, das er zwar herausfordert aber zugleich bündigt, begleitet der Autor unseren kritischen Blick auf unsere unruhigen Schatten, indem er uns daran erinnert, dass die verschwommene Surrealität seiner Spiegelungen tägliche Allegorie unserer fragilen Reise ist.

In dieser neuen Gestaltung werden die farbigen Überschneidungen der von Erich Dapunt interpretierten Städte, aller Städte, wo immer sie sich auch befinden, zu imaginären, homologierten und homologierenden urbanen Räumen unserer menschlichen Befindlichkeit. Universelle „Topoi“, die möglicherweise die Konventionalität ihrer geografischen Klassifizierung transzendieren, wenngleich sie zweifelsohne dazu nützlich sind, um diese wichtige fotografische Arbeit zu interpretieren.

Luca Chistè

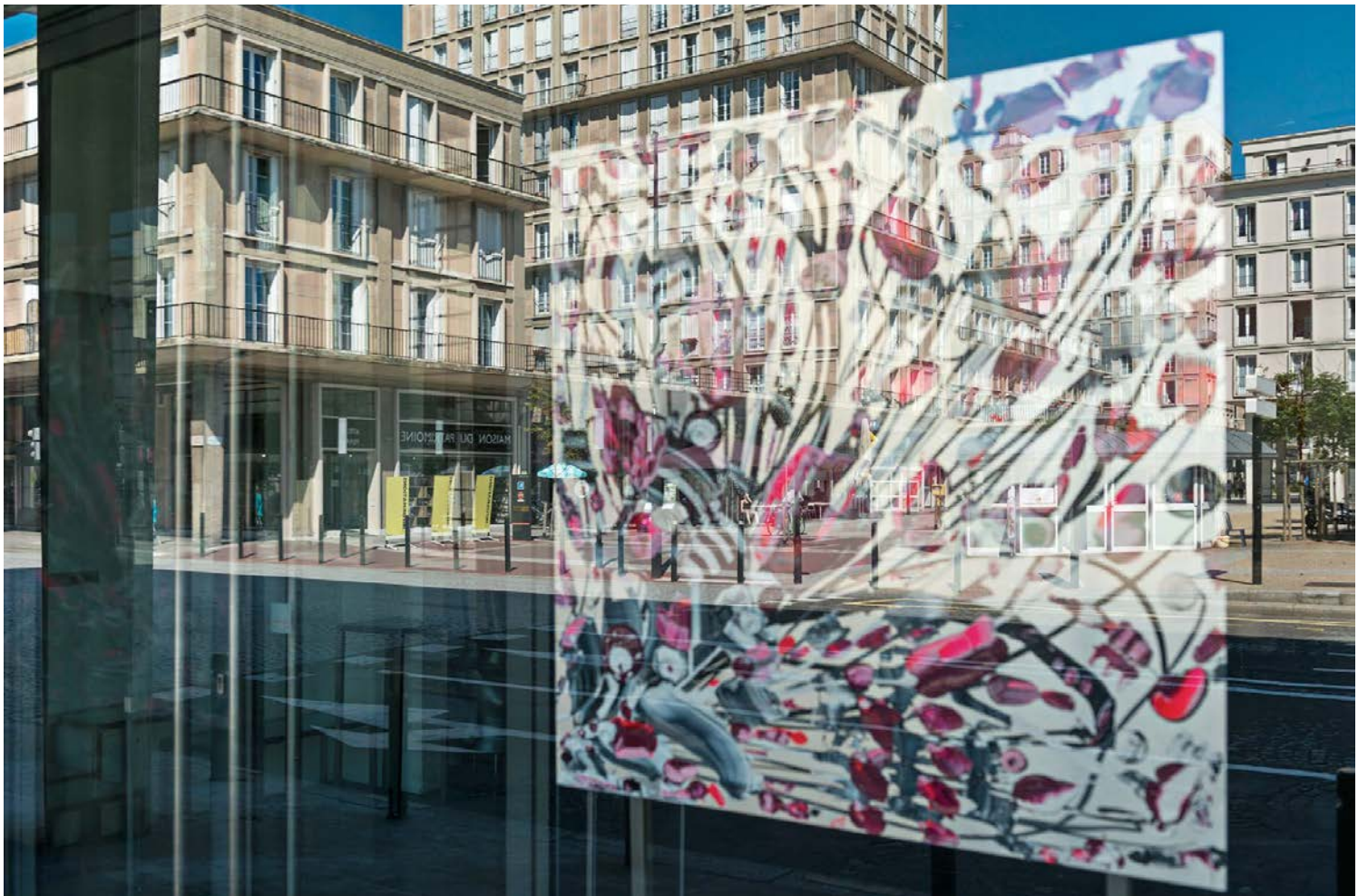




La Havre



Rennes



La Havre



Feld mit unterschiedlichsten Optionen, wie zum Beispiel einer gemeinsamen Wohnung, zwei getrennten Wohnungen, dem Verbleib in der Herkunftsfamilie oder dem Leben in Wohngemeinschaften. Die jeweils gewählte Variante ist das Ergebnis von Verhandlungen auf dem Wege ökonomischer Anpassung. Ganz offensichtlich ändern sich die Bedingungen des Erwachsenwerdens drastisch und eröffnen viel mehr Möglichkeiten als die romantische Liebe, den gemeinsamen Haushalt und Kinder. Ist ein gemeinsamer Haushalt einer neuen Kleinfamilie aber entstanden, greifen darin wieder die traditionellen Bedingungen unterschiedlicher Geschlechterrollen und weitgehender Aufgabenteilung (19).

Mit den Alternativen zur traditionellen Ehe, vor allem dem Zusammenleben ohne Trauschein und dem Bilden von unehelichen Patchworkfamilien, sinken auch die Scheidungsraten in Nordamerika, Nord- und Mitteleuropa inzwischen wieder. Nur in den katholischen Kernländern Europas, wo sie traditionell niedrig war, steigt sie vorerst noch weiter an. (20)

Veränderte familiäre Zeitrechnung

Soeben Geborene haben eine über 50%ige Aussicht auf ein hundertjähriges Leben (21). Erziehende Mutter- und Vaterrolle sind nur mehr Phasen (wenn auch möglicherweise die intensivsten und erfüllendsten) eines Menschenlebens, auch die Berufstätigkeit mündet in einen jüngeren (55-75 Jahre) und einen späteren älteren Ruhestand. Gerade Frauen stehen evolutionsbiologisch vor einer neuen, zusätzlichen Zeitspanne. Am Anfang des 19. Jh. erfolgte die Geburt des letzten Kindes einer Frau durchschnittlich mit 40, und das Leben endete mit 58. Am Anfang des 21. Jh. bekommen Frauen mit 32 ihr letztes Kind und leben bis 85. Dies, obwohl in Deutschland die Menarche (erste Regelblutung) in den letzten 300 Jahren durchschnittlich vom 16. auf das 12. Lebensjahr gesunken und die Menopause (letzte Regelblutung) vom 45. auf das 50. Lebensjahr angestiegen ist (22). Ganz eindeutig wird das Kinderkriegen und Kinder Erziehen zu einer immer kürzeren Spanne des Lebens einer Frau. Die zusätzlich geschenkten Jahre machen neue Lebensentwürfe nötig, für die es keine Vorbilder gibt.

Durchschnittlich 45 Jahre arbeiten Männer nach dem Militärdienst, von 65 bis 82 dauert ihre mittlere Lebenserwartung im Ruhestand. Auch im Falle viel und langsam studierender Kinder ist um das 60. Lebensjahr die Rolle der Väter als Ernährer ihrer Kinder abgeschlossen. Was folgt, ist häufig ein Bedeutungsverlust wegen „leerer Jahre“ wie bei gleichaltrigen Frauen (23) oder ein zunehmender Einsatz als Fürsorger ihrer betreuungsbedürftigen Partnerinnen (Bundesamt 2004). Das europäische Projekt FELICE zum Abschätzen der Bevölkerungsstruktur bis zum Jahr 2030 (24) ortet als größte zunehmende Gruppe die Verheirateten über 75.

Ganz eindeutig wird die Partnerschaftsrolle zur längsten denkbaren Phase zukünftiger Menschenleben. Dass sie dabei nicht immer die Qualitäten einer sexuellen Dauergemeinschaft nach Max Weber erreicht, sondern in sequentielle Monogamie oder verschiedene Phasen der Suche und Erprobung von Partnerschaften mündet, ist beim Wandel der zeitlichen, gesellschaftlichen und Informationsverhältnisse nicht weiter verwunderlich. Auch beinhaltet die Partnerschaft der Zukunft immer mehr Aspekte und Haltungen der Fürsorge, die auch von Männern empfunden und ausgeübt werden.

Kinder sind juristisch und sozialpädagogisch zwar als unschuldige kleine Wesen apostrophiert, im Inneren ihrer Familien aber werden

sie längst zu den wichtigsten Zukunftspartnern der Erwachsenen. Die mit den Eltern geteilten Jahre sind von durchschnittlich 17 im Jahr 1914 auf 55 im Jahr 1990 hinaufgeschwungen (25), auch die Versorgungszeit durch die Eltern ist von 18 Jahren um 1960 auf 25 gestiegen und wird weiter steigen. Die Beziehung zwischen 3, in Zukunft sogar 4 Generationen wird als Gewinn erlebt (26), die Bindung zur Familie wird intensiv aufrecht erhalten, auch wenn diese sich örtlich weit verstreut. Im Alter ziehen Eltern wieder in die Nähe ihrer Kinder, was ihnen bessere Fürsorge und Betreuung garantiert.

1975 hatten in Deutschland 40%, 2000 nur mehr 20% der Kinder zwei oder mehr Geschwister (27), und den damals 5 Mio. Einzelkindern stehen 25 Jahre später 6 Mio. gegenüber. Die Einzel- und Zweikindfamilien können weniger auf die Sozialisation durch verschiedene Geschwister zurückgreifen, die laut Judith Harris wichtiger ist als jene durch die Eltern (28). Sie benötigen umso mehr transgenerationale Kontakte z.B. zu Großeltern, oder transfamiliäre zu befreundeten Familien (wobei die Präferenzen der Kinder die Basis der Freundschaft zwischen den Familien abgeben). Parallel zum Schrumpfen der Familien steigen Ausbildungsbedarf und Ausbildungsqualität der Kinder. Elterliche Aufmerksamkeit und wirtschaftliche Ressourcen müssen und können nur mehr auf wenige Kinder verteilt werden. Diese haben aber auch einiges mehr zu leisten. Wurden 1960 ca. 5% aller Kinder Akademiker, so waren es 2000 geschätzte 50% (29).

Zinnecker beschreibt eine Minderheitenlage der Familien gegenüber kinderlosen Paaren (30). Zugunsten der mehrheitlich und politisch bedeutsam auftretenden Rentner planen Gemeinden und Staaten weniger Kinderbetreuung, Schulen und Universitäten. Die Armutsgefährdung im Alter durch niedrigste Renten und die Kinderarmut zusammen ergeben für Europas Kinder eine höhere Wahrscheinlichkeit, unter die Armutsgrenze zu sinken, als für seine aktuellen Rentner (31). Prägnant interpretiert bedeutet die Entwicklung, dass europäische Eltern zunehmend mehr, und das Gemeinwesen im Verhältnis weniger in Kinder investieren.

Quellen:

1) Precht, Richard David: Wer bin ich, und wenn ja, wie viele? Goldmann Verlag München 2007, S.300-312  
2) Luhmann, Niklas: Liebe. Eine Übung. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 2008  
3) Coonts, Stephanie: The Evolution of Matrimony: The Changing Social Context of Marriage. Family Issues, Annals of The American Psychotherapy Association 2005, 8 (4), 30-34  
4) Arendt, Hannah: Der Liebesbegriff bei Augustin. Versuch einer philosophischen Interpretation. Philo Verlagsgesellschaft Berlin-Wien 2003  
5) Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Beltz, Athenäum, Bodenheim 1993  
6) Kirk, Maurice, Livi-Bacci Massimo, and Szabady Egon (eds): Law and Fertility in Europe: A Study of Legislation Directly or Indirectly Affecting Fertility in Europe, 1. Ordina Editions, Dolhain, Belgium 1975  
7) Wall, Richard, Robin, Jean and Laslett, Peter: Family Forms in Historic Europe. Cambridge Group for the History of Population and Social Structure. Cambridge University Press, Cambridge, New York 1993  
8) Hernandez, Donald J, and Myer D.E.: America's Children: Resources from Family, Government, and the Economy. The Population of the United States in the 1980s. Russell Sage Foundation, New York 1993  
9) König, René: Die Familie der Gegenwart. Ein

interkultureller Vergleich. C. H. Beck, München 1974  
10) Hetherington 2007. Zitiert aus: Bertram, Hans und Bertram, Birgit, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Verlag Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, 2009, S 185  
11) Bertram, Hans und Bertram, Birgit, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Verlag Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, 2009, S 188  
12) Amato, Paul R et al.: Alone Together: How Marriage in America is Changing. Harvard University Press, Cambridge MA 2007  
13) Sennett, Richard: The Corrosion of Character, W. W. Norton, New York 1998  
14) Bertram, Hans und Bertram, Birgit, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Verlag Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, 2009, S 60  
15) Hoffmann-Nowotny, Hans-Joachim, and Fux, Beat. Sociological Analysis. In: Antonella Pnnelli, Hans-Jocachim Hoffmann-Nowotny, and Beat Fux (eds): Fertility and New Types of Households and Family Formation in Europe. Population Studies 35. Council of Europe Publishing/Edition du Conseil de l'Europe, Strassbourg 2001, p. 19-45  
16) Chesnais, Jean Claude: Why the French Fertility is Preserved from a Collapse. Vortrag anlässlich der Jahresversammlung der Deutschen Gesellschaft für Demographie 2005  
17) Horx, Matthias: Das Megatrend-Prinzip. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2011, S 269-270  
18) Schmidt, Gunter: Jugendsexualität in den Neunziger Jahren: Eine Synopse in zwölf Thesen. In: Gunther Schmidt und Kurt Starke (Hrsg.), Jugendsexualität, Enke, Stuttgart 1993, S. 1-11  
19) Kaufmann, Jean-Claude. Schmutzige Wäsche. Ein ungewöhnlicher Blick auf gewöhnliche Paarbeziehungen. Universitätsverlag Konstanz 2005  
20) The Economist, 17.2.2011: Divorce and Marriage – less than there used to be.  
21) Vaupel, James W. und Kristowski, Kristin G.: Die Plastizität menschlicher Lebenserwartung und ihre Konsequenzen. In: Peter Gruss (Hrsg.), Die Zukunft des Alterns. Die Antwort der Wissenschaft. C H Beck München 2007, S. 51-78  
22) Imhof, Arthur E.: Die gewonnenen Jahre. Von der Zunahme unserer Lebensspanne seit dreihundert Jahren oder von der Notwendigkeit einer neuen Einstellung zum Leben und Sterben. Ein historischer Essay. C.H. Beck, München 1981  
23) Gillis, John R.: Marginalization of Fatherhood in Western Countries. Childhood 7 (2), 225-38  
24) Bertram, Hans und Bertram, Birgit, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Verlag Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, 2009, S. 56-57  
25) Lauterbach, Wolfgang: Die gemeinsame Lebenszeit von Familiengenerationen. Zeitschrift für Soziologie 24 (1)1995, 22-41  
26) Bertram, Hans und Bertram, Birgit, Familie, Sozialisation und die Zukunft der Kinder. Verlag Barbara Budrich, Opladen und Farmington Hills, 2009, S. 115  
27) Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Siebter Familienbericht. Familie zwischen Flexibilität und Verlässlichkeit. Perspektiven einer lebenslaufbezogenen Familienpolitik. Berlin 2006  
28) Harris, Judith Rich: The Nurture Assumption: Why Children Turn Out The Way They Do. Free Press, New York 1999  
29) Schneewind, Klaus A., und Ruppert, Stefan: Familien gestern und heute: ein Generationenvergleich über 16 Jahre. Quintessenz, München 1995  
30) Zinnecker, Jürgen: Children in Young and Ageing Societies: The Order of Generations as Models of Childhood in Comparative Perspective. In: Sandra L. Hofferth and Timothy J. Owens (eds.), Children at the Millennium: Where Have We Come From. Where Are We Going? Elsevier Amsterdam, London 2001, p. 11-42  
31) Bradshaw, Jonathan, and Mayhew, Emese: The Well-Being of Children in The UK. Save The Children, London 2005





Bruno Klammer

# Formen der virtuellen Partnerschaft



Foto: Andreas Bertagnoli

## Der balletteuse Christus

Wenn ich mich recht erinnere, war es zu St. Stephan in Mainz. Im rechten Seitenarm tänzelte wie eine Ballettfigur Christus am Kreuz in seine Auferstehung hinein. Wie denn auch die Chagall-Fenster im Chor der Kirche Grundergebnisse des Alten Testaments aus ihren üblichen Kontexten herauslösen und sie in Metaphern des 20. Jh. kleiden. Und der Christus „Ich bin mit dir“ zur Lebensfigur der Zeitgeschichte wird. Ein Christus since and for ever. Jetzt und damit ist es eine virtuelle Geschichte, vorauszudenken auf ein einst zu erwartendes Ereignis.

## Die umgangssprachliche Fassung von Virtualität

In der Redewendung „Bist du es?“ – „Nicht wirklich, sondern nur virtuell“ meint der Ausdruck „virtuell“ [im Weiteren ohne Anführungszeichen] so viel wie: nur scheinbar. In anderen Fügungen so viel wie „wirklichkeitsanalog“. „Die virtuelle Darstellung der Bergisel-Schlacht“, sagte eine Gruppenführerin zum Panorama im Bergisel-Museum Innsbruck. Beliebige Virtualitäten sind denkbar, weil virtuell inzwischen ein Modewort ist wie „kritisch“ oder „modern“.

Im Zusammenhang mit dem PC werden dessen Bildschirm als virtueller Beschreibstoff und die Architekturskizze als virtueller Entwurf bezeichnet. Und noch vieles, vieles mehr kann als virtuell bezeichnet werden. Es gibt virtuelle Werte in der Physik (Teilchenphysik), Virtualität, wenn in Film und Fernsehen Panoramen einge spielt werden, die uns in eine wirklichkeitsanaloge Welt und in wirklichkeitsanaloge Abläufe versetzen. Virtualität ist überall, wo wir es mit Wirklichkeitssimulaten zu tun haben. Darüber hinaus werden die Abgrenzungen fließend, bis hin zu Möglichkeitsformen in Spaß und Vorstellung. Und wie mit den realen Gegenständen und Zusammenhängen gehen wir mit den Formen des Virtuellen unsere Partnerschaften ein. Das beste Beispiel dafür sind Videospiele für Kinder, die sich in Videopartnerschaft mit ihren Spielabläufen völlig decken.

## Vom Lexikon zum virtuellen Katalog

Das Lexikon war immer schon eine virtuelle Plattform und Partnerschaft im Begrifflichen zwischen dem Benutzer und den außerlexikalischen Gegebenheiten. Eine neue und weitere

Form von Virtualität haben wir im Internetauftritt von Lexiken und Bestandskatalogen.

Der Virtuelle Katalog für Theologie und Kirche (VThK) oder der EHB-Katalog (Erschließung historischer Bibliotheken in Südtirol, [www.ehb.it](http://www.ehb.it)) sind keine gedruckten Bibliothekskataloge mehr oder handgeschriebene Zettelkataloge, sondern stehen im Internet und sind dort abrufbar. Wenn Mitarbeiter am EHB-Projekt Teile ihres Katalogs auch noch in ihrem Gedächtnis gespeichert haben, bedeutet das eine zusätzliche virtuelle Abrufbarkeit, nämlich nicht des Bandkatalogs und des Buches selbst, sondern eines Datensatzes über diese. Gedächtnisspeicherungen durchlaufen wie die im Internet abgelegten Speicherungen die Abbildungsformen und Prozesse der Medien (Gedächtnisapparat, PC), über die sie festgehalten oder dargestellt werden. Ein Buch ist takttil anfassbar vor uns, flimmert in seinem Schreibsatz nicht, konturiert sich schärfer in Gedächtnis, Verarbeitung und Auseinandersetzung. Im Handy dagegen sind, im Unterschied zu einem Buch, die Datensätze überall abrufbar, wohin der Benutzer dieses mitnimmt. Bild und Text erhalten im Handy ihre virtuelle Mobilität. Ein Buch oder ein Lexikon liegt in einer Bibliothek. In seiner digitalen Speicherung als Datensatz verlässt es seinen Regalboden und wandert über PC und Smartphone globalweit um die Welt. In ihrem Wesen jedoch sind die neuen Übertragungs- und Informationsmedien die technologische Ausweitung der Neuronetze und deren Funktionen. Und unsere Partnerschaft mit ihnen eine neurotechnische Partnerschaft.

## Die virtuelle Partnerschaft in Politik und Religion

In der Kathedrale von Albi haben wir an deren Rückwand die virtuelle Partnerschaft des Menschen mit seinen Lasten und deren Folgen, und dasselbe mit den Tugenden und den Aus erwählten, gemäß einem göttlichen Richterspruch.

Im Religiösen teilt der „Tugendhafte“ bereits im Diesseits eine Partnerschaft mit Gott, wie der Mensch in der Politik virtuelle Partnerschaften teilt mit Parteiprogrammen und seiner geistigen Parteizentrale. Parteiprogramme ihrerseits simulieren wirtschaftliche, politische, soziale, kulturelle Zusammenhänge. Unsere Partnerschaften mit diesen Simulaten gehen nie ganz auf. Aber auch die Beziehungen, die wir mit den Realgegebenheiten haben, lassen immer noch

Wahrnehmungs-, Interpretations-, Spiel- und Entscheidungsräume offen. Und das ist das Risiko aller Vorstellungen und Ideologien. An den Nicht-Deckbarkeiten von Sachzutreffenheit und Ideal-Programmierungen sind der Marxismus, der Nationalsozialismus, Faschismen etc. allesamt zerbrochen. Wie Geschichte in Realform und in virtueller Gestalt (Vorstellungsform, Möglichkeitsform, in Simulaten, Digitalwelten und Digitalisaten) existiert, kann sie sowohl von ihren Realgegebenheiten her in die Krise führen, wie von ihren virtuellen Gegebenheiten und Postulaten her. Und vor allem von dort her. Gerade die Verwandlung der Wahl- und Entscheidungsdemokratie in eine Demokratie der Bürokratien macht das demokratische Konzept einerseits weltweit anwendbar, führt andererseits aber auch in eine beständig wechselnde Instabilität. Der Digitalbürger entsolidarisiert sich gerade in seinen virtuellen Welten und Mustern von Parteien, Kirche, Gemeinschaft, Staat, von traditionellen Bindungen und Anhänglichkeiten. Die virtuell wahrgenommene Partnerschaft ist von wechselnden Informationskontexten und Mobilität geprägt.

## Die Datenpartnerschaft

Informationssozietät und Datensozietät sind nicht dasselbe. Einzeldaten müssen in Zusammenhänge gebracht und zu strukturierten Einheiten zusammengeschlossen werden. Zentrale Begriffe werden im Brockhaus nicht wie im Duden aufgelistet, sondern in zusammenhängende Darstellungen gebracht. Begriffe im Duden bleiben Wortinformationen unter dem Aspekt der orthographischen Richtigkeit und der Grundbedeutungen. Ein einzelner tapferer Krieger ist eine isolierte Einheit. Ein Heer von tapferen Kriegern ein Kollektiv von Tapferen. Tapferkeit aber im Sinn der römischen, der Napoleonischen, der nationalsozialistischen und beinahe aller „militanten“ Staatsphilosophien schafft eine ganze Palette von über und untergeordneten Zusammenhängen, die im Realbetreff oder virtuell mitlaufen. Und gliedert in diese ein. Diese Vorgänge bezeichnen wir mit dem Begriff der (virtuellen oder realen) „Integration“.

Der technologische Support erlaubt es, Kunden oder Benutzer von Google z. B., in eine Profildatenpartnerschaft zusammen zu fassen (Kundenprofile, Täterprofile, Eignungs- und Ansprechprofile ...). Solche Profildatenpartnerschaften sind zumeist anonym wirkende virtuelle Part-



nerschaften, für die die Bezeichnung Partnerschaften nicht zurecht verwendet wird. Denn es sind einseitige Gruppierungen ohne Rückbezug und ohne Rückkontakte mit den erfassten Personen. Derartig verfasste Statistiken bleiben mit ihren Erfassungsgrundlagen zu meist im Hintergrund und können von außen her nicht verifiziert werden.

**Kirchenzugehörigkeit und Lebensgemeinschaft als virtuelle Partnerschaften**

Dass nach Genesis 1 Gott die Menschen als Mann und Frau erschaffen hat, heißt noch nicht, dass er auch die spezifischen Partnerschaftsregelungen, z. B. in der Form der kirchlichen und zivilen Eheschließungen, mitgeschaffen hat. Die konkreten Lebensgemeinschaften sind Interessengemeinschaften und stellen wie solche de facto vor Güterfragen, Rechtsfragen, Erziehungsfragen, Fürsorgefragen etc. Und diese bedürfen nicht nur der realen, sondern auch der virtuellen Vorgaben

Die Sachregelungen einer Lebensgemeinschaft sind überlagert von virtuellen Ziel- und Vorstellungsprogrammen. Mit anderen Worten, ein Konglomerat, das auch virtuell von Rechten und Pflichten überlagert ist. In der klassischen, religiös vordefinierten Interpretation war eine Lebensgemeinschaft zulässig nur in der Form des kirchlichen, und später des zivilen Eheabschlusses. Mit Auflagen wie: entsprechender Güterbesitz, staatliche oder kirchliche Erlaubnis, lebenslange Bindung, eheliche Treue, Zeugung, Ehehindernisse und Einschränkungen. Vom christlichen Glauben her wurde die Ehe zusätzlich sakramental durchformt.

In einer zivilrechtlich interpretierten Gesellschaft setzen sich zahlreiche neue virtuelle und realbezogene Gesichtspunkte durch. Etwa die nicht rechtlich geregelte freie Partnerschaft, auf der Einstellungsbasis: Die Partnerschaft ist in die absolut freie Verfügungsmacht des Einzelnen gestellt. Insoweit der Staat aber nun auch mit deren Folgen (Kinder, Erziehung, Güterbesitz, Erbrecht, Beitragsförderung, Wohnansprüche, medizinische Betreuung) sich konfrontiert sieht, ist er gezwungen, seine Vorstellungen und seine Gesetze den realen Gegebenheiten anzupassen. Dies bedeutet, dass der Staat mit den Partnerschaften in tausend realen und gesellschaftlichen Dingen weiterhin befasst bleibt, in den virtuellen Interpretationen und Ansprüchen aber zurückfahren muss, z. B. in der Interpretation des Sexuellen, in der Idealsicht der

Walter Lorenz

Die Wesenszüge des Informationszeitalters verbreiten sich auf allen Ebenen und in allen Aspekten der Gesellschaft. Wo im öffentlichen Bereich der Zusammenarbeit und der Kommunikation die zuvor unvorstellbaren Möglichkeiten des elektronischen Informationsaustausches alle Grenzen zu relativieren scheinen, indem der Zeitfaktor in der Übermittlung von Informationen praktisch eliminiert wurde, entsteht im persönlichen Bereich eine parallele Dominanz des „Gleichzeitigen“. Die enormen Geschwindigkeiten des digitalen Datenverkehrs führen zu rapiden und radikalen „Entgrenzungen“ im Bereich der Wirtschaft, aber auch in dem der Kultur und der Gestaltung des Sozialen. Raum und Zeit verlieren ihren Ordnung, Struktur und damit Orientierung gebenden Charakter. So erreicht dieses Phänomen der Aufhebung von zeitlichen Sequenzen und räumlichen Grenzen auch die Ebene der individuellen Identität, auf der sich

Werte, in der Bestimmung dessen, was Ehe, Ehebruch und Liebe sind. Ebenso sind auch die Partnerschaften der Gläubigen mit ihren Kirchen offener und schillernder geworden. Mit unterschiedlichen Integrationsvorstellungen und Standards. Die Lockerung der Bindungsformen, auch jene der familiären Anhänglichkeiten, ist ein weiterer Schritt in Richtung einer virtuelleren Handhabung traditioneller Werte. Die Folge einer virtuell neuen Gewichtung. Die sich beispielsweise vom Personengehorsam hin zum Sachgehorsam, von der Personbindung zur Sachanbindung und zu neuen Vorstellungskonzepten hin verschoben hat. Und wie elterliche Verbundenheit zur bloßen Handynachfrage, zum Handykanal, werden kann.

**Probleme der Migration**

De facto leben immer mehr Zuzugsbürger in der westeuropäischen Staatengemeinschaft. Dies schafft auch Konflikte zwischen der „Nutzung“ des Immigrationslandes mit all seinen Vorteilen einerseits und dem virtuellen Verbleib in den angestammten Kulturen andererseits. Auch in deren konflikträchtigen Mustern, so dass Grunderfordernisse des Gastlandes und der Verfassung ausgespart werden. So kommt es etwa zur Herausbildung von Gettos um Moscheen, zur absichtlichen Ablehnung von Forderungen des Grundgesetzes, zur virtuellen und teils auch ganz realen Integrationsverweigerung. Solche Gettos wirken wie bedrohliche Implantate in einer über Jahrhunderte hindurch geformten Kulturgemeinschaft. Der virtuelle Ansatz der Meinungs- und Religionsfreiheit ist verfassungsmäßig nicht als Beliebigkeit gedacht, sondern als Integrationsansatz für unterschiedliche Anschauungen und Partnerschaften.

**Die virtuelle Partnerschaft der öffentlichen Meinung**

Wie ein Daten- und Bewusstseinsinterface wirkt auch das Medium der öffentlichen Meinung. Rechtlich und einstellungsmäßig haben sich die Entfaltungsmöglichkeiten für Individualität und Identität ausgeweitet. Untersuchungsergebnissen und Medienberichten nach wachsen sich diese Freiheiten mental immer häufiger zu Mustern der Beliebigkeit aus, bei gleichzeitigem Freiheitsverlust über die Bürokratisierung aller Verhältnisse und durch die allgegenwärtige mediale Abhängigkeit. Der Einzelne betreibt seine Ich-Partnerschaft, seine Selbstpartnerschaft, und unterliegt einem wachsenden

## „Digital natives“ im Meer der virtuellen Beliebigkeit

der Zugang zu dieser Menge von Informationen, stilistischen und kulturellen Anknüpfungspunkten und nahen und fernen Kommunikationspartnern als Multiplizierung und damit Beliebigkeit von persönlichen Identitäten manifestiert. Mobilität und Beschleunigung der Zeitabläufe werden zum dominanten Merkmal dieser ganzen Phase der Moderne. Wessen Unternehmen sich nicht als „global player“ zu präsentieren versteht, wer nicht Trends und Strukturöffnungen an mehreren Orten gleichzeitig wahrnimmt und sich ständig neu positioniert, wer sich im Wählen von Identitäten, in der immer neuen Gestaltung der eigenen Identität zu unbeholfen zeigt, unterzieht sich der Gefahr der Marginalisierung, verliert den Anschluss, wird zum „Gestrigen“ abgestempelt.

In diesem tiefgreifenden Wandel der öffentlichen Strukturen steckt allerdings ein funda-

Druck der Medienpartnerschaft. Es ist für den Bürger schwierig geworden, seine virtuellen Existenzen von den Realbezogenheiten abzuheben und sich erfolgreich in den beiden Bezugswelten zu positionieren.

**Die Projektionspanoramen**

Der Eintritt in immer offenere Räume (interstellar, in der Nanophysik, im Psychischen) formt die Seelen- und Bewusstseinslandschaft des Menschen um. Dies muss nicht in lauter Katastrophenszenarios auslaufen. Es kann auch bedeuten, dass die Zukunft breiter gestreut wird, in virtuellen Interfaces sich neue Plattformen ergeben, Projektionsflächen für zusätzlichen Informations- und Lebensimport und für ebensolchen Export. Dies wäre der Weg in eine neue Modellhaftigkeit.

Philosophien und Glaubensbekenntnisse gaben immer schon Modellvorlagen auch für Handlungsprogramme. Die Möglichkeiten dafür und die Räume dafür können weiter anwachsen, ohne demnächst bereits in ein Untergangsszenario zu führen. In der tatsächlichen Komplexität der Gegenstände und der Beziehungen können Freiheitszunahme und eine virtuelle Ausweitung auch ein Erfolgsentwurf sein, die virtuelle Vorstruktur für morgen. Und so kann die virtuelle Partnerschaft, die wir mit allem haben, noch an- und ausreifen. Geschichte bringt weitere Geschichte hervor, nicht nur materiell, auch und vor allem in unseren Bewusstseinskammern.

In diese Geschichte sollten wir eigentlich investieren. Was uns als eine PC-generierte Welt erscheint, bedarf der Steuerung und eines intensiven und extensiven Abgleichs. Denjenigen nämlich, dass die Bewusstseinskultur im Verhältnis stärker als die der materiellen Objektwelt wachsen muss. Der Inhaber der Zukunft ist der realbezogene Bedürfnis- und Bedingungs-mensch in Gemeinsamkeit mit dem die Welt virtuell entwerfenden und verfassenden Menschen. Hinter dem technologisch-mechanischen Weltentwurf steigt der noch viel größere Bewusstseinsentwurf der Zukunft empor.

Die Buchstaben und die Schreibsätze des Menschen sind lebendig. Die der technischen Medien und Muster cool, kühl und kalkuliert. Je mehr das Individuum im realen Umgang und in den virtuellen Konzepten, wie Demokratie, zur schwachen Nummer wird, desto stärker rüstet es in der technovirtuellen Präsenz und Kompetenz auf.



mentaler Widerspruch, der sich besonders deutlich an der Behandlung derjenigen Personen zeigt, die in ihrem Verhalten die Wesenszüge der Mobilität sehr wohl erfüllen, aber als Arbeitsmigranten diese auf äußeren Druck hin praktizieren und damit offensichtlich gegen die Spielregeln der neuen Mobilität verstoßen, die darin bestehen, dass die Überwindung von Grenzen eine freiwillige Wahl darstellen und die Autonomie des Individuums zelebrieren sollte. Wer sich leisten kann, mobil zu sein, real oder virtuell, gilt als „cool“, wer mobil sein muss aus ökonomischer oder politischer Notwendigkeit, wird in seine Grenzen verwiesen, genau wie diejenigen, die es nicht schaffen, „etwas aus sich zu machen“. In Bezug auf Migranten wird versucht, sie als „unerwünscht“, illegal und als „Gestrige“ darzustellen, die das Weltbild einer aufgeklärten Rationalität stören. Obwohl Migranten die formalen Bedingungen der „Orts-



# Thema

Ungebundenheit“ eigentlich völlig beispielhaft erfüllen, bringen sie die Frage einer eben gerade nicht beliebig zu setzenden Identität ins Spiel, die ihnen sozusagen noch essenziell anhaftet, während diejenigen, die aus freien Stücken Mobilität suchen, sich gewöhnt haben oder sich anmaßen wollen, Identitäten beliebig wählen zu können.

Durch die Nutzung neuer elektronischer Medien wird auch das soziale Leben im privaten Bereich zunehmend „asynchron“. Paradigmatisch dafür ist die Transformation der Unterhaltungsmedien: während in vor-digitalen Zeiten bestimmte Radio- oder TV Programme von den entsprechend Interessierten zur gleichen Sendezeit konsumiert wurden (und dann auch am folgenden Tag diskutiert werden konnten), bedeutet TV „on demand“, dass Programme zu beliebigen Zeiten abgerufen werden können entsprechend einem individuell gestalteten Zeitschema. Zudem fand eine unüberschaubare Vervielfältigung der Kanäle und Programme statt, die einer Individualisierung der Lebensstile entsprechen, parallel zur Diversifizierung von Kleidungsmoden, Freizeitbeschäftigungen, Interessensgemeinschaften, die sich, ebenfalls gestützt durch elektronische Kommunikationsmittel, bilden und verbinden.

Jugendliche sind von diesen Entwicklungen, die hier nur andeutungsweise skizziert werden können, auf ganz besondere Weise betroffen. Da der von der Moderne zugeschriebene Auftrag an die Jugend ja faktisch darin bestand, Träger von Innovationen zu sein und sich von der vorigen Generation abzusetzen, nehmen Jugendliche die durch die elektronische Revolution geschaffenen Gelegenheiten besonders intensiv wahr und bilden daher auch eine entscheidende Schicht von Konsumenten, auf die sich die elektronische Industrie in der Entwicklung von neuen Medien, Programmen und

digitalen Gewohnheiten wirken sich auf das Verständnis von sozialen Beziehungen unter Jugendlichen aus, indem die Unterscheidung zwischen realen und virtuellen Freundschaften verschwimmt und sich völlig neue Gefühlskonstellationen um diese Fluidität bilden. Sie führen zu einem neuen Verständnis von Identität unter Jugendlichen, weil durch den Vorrang der Virtualität die Notwendigkeit der individuellen Selbstdarstellung wächst. Freundschaften entzünden sich weniger an authentischen Eindrücken, die in realen Kontexten aus „vorstrukturierten“ Elementen entstehen wie Aussehen, Herkunft, Sprache, sondern an „gewählten“ Elementen, also der Selbstdarstellung, bei der das Subjekt den zu erweckenden Eindruck (scheinbar) selbst komponiert. Ausdruck dafür ist das stetig wachsende Interesse an den „Selfies“, die den gelebten Augenblick in einer spezifischen Situation dem ganzen Netzwerk ohne Zeitverzögerung mitteilen und diesen darüber hinaus als festen Bestandteil der eigenen Identität „festhalten“, im Bewusstsein allerdings, dass dieser Augenblick keine Permanenz hat, sondern sich in neuen Eindrücken verflüchtigt, die von allen Seiten eindringen.

Gesellschaftlich gesehen verändert sich durch diese Tendenzen und Möglichkeiten das Verständnis von „Jugend“ an und für sich. Waren noch bis vor einer Generation damit Vorstellungen von einem „Übergang“ verbunden, einer Zwischenphase zwischen Kindheit und Erwachsensein, und damit einer Entwicklungsrichtung, die sich zwischen einigermaßen festen Bezugspunkten bewegte, erweitert sich der Zeitraum von „Jugend“ temporär nicht nur, indem er immer früher beginnt und eine undifferenzierte Schnittstelle mit Erwachsensein bildet; Jugend wird zu einem universalen Symbol der Gestaltungsmöglichkeit, der Offenheit, die praktisch jede Altersstufe beanspruchen kann, was Assoziationen der Unverbindlichkeit mit sich

Begegnung mit Migranten entspricht, äußert sich das Verlangen nach Sicherheit, nach Gegebenem, nach Strukturen gerade bei bestimmten, in prekären Situationen lebenden Jugendlichen. Dies hat die „Rechte Szene“ erkannt und in diesem Milieu rekrutiert sie Jugendliche mit Angeboten der Einfachheit, der Erleichterung des ständigen Wahlzwangs, der klaren Unterscheidungen nach festen Kriterien. Das Fatale dabei ist, dass Jugendliche in der Mehrzahl nicht auf sie reagieren, weil sie deren politische Ziele teilen, sondern weil sie sich naiv mit den subkulturellen Stilelementen identifizieren, die sich leicht mit anderen Interessen verbinden lassen, wie etwa Kleidermoden, Musikrichtungen oder gewissen Sportarten, wie ja z.B. der Fußball in manchen Ländern von Rechtsradikalen und Rassisten als Auftrittsfäche benutzt wird. Diese Angebote nehmen ihnen die ständige Wahl von Identitäten ab und suggerieren feste Bezugspunkte und Geborgenheit und bieten gleichzeitig den provozierenden „thrill“.

Als jugendliches Übergangsphänomen wären solche Entwicklungen nicht weiter beunruhigend und viele dieser Szenen sind auch tatsächlich sehr diskontinuierlich. Beunruhigend ist, dass es für Jugendliche insgesamt schwer ist, Übergang zu erleben und zu gestalten angesichts der fortschreitenden Auflösung der Konturen von Zeit und Raum. Jugendliche arrangieren sich, gestalten die Übergänge von Realem zu Virtuellem fluide, stehen aber gerade dadurch in Gefahr, Beziehungsfähigkeit einzubüßen, die sich letztlich nur an der Unterscheidung von Kontinuität und Diskontinuität, Begegnung und Abschied, umfassender Freude und tiefgreifendem Schmerz entwickeln kann. Die gesellschaftspolitische Unfähigkeit, dem Fremden in der Gestalt von Migranten wirklich zu begegnen und einen neuen Beziehungsmodus zu entwickeln, steht unmittelbar



Foto: Andreas Bertagnoll

entsprechender Hardware begierig stürzt. Jugendliche geraten direkt in diese Bezüge hinein als „digital natives“, lernen, sich ihren Stil zu wählen im Bereich der Unterhaltung, aber auch in Bezug auf soziale Interessen und Kontakte. Neben kommerziellen Unternehmen und Programmen und mit ihrer Unterstützung wird diese Entwicklungen am meisten gefördert durch die Sozialen Netzwerke, deren sich Jugendliche besonders intensiv bedienen. Diese Foren bestätigen und beschleunigen die Transformationsprozesse und die Wahrnehmung und Gestaltung in Bezug auf Raum und Zeit fundamental, indem eben Netzwerke (fast) ohne Bezug auf territoriale Begrenzungen genutzt und gestaltet werden können, und diese virtuellen Kontakte auch quasi gleichzeitig und permanent „bedient“ werden können. Diese

bringt und bei Jugendlichen das Gefühl bestärkt, dass ihre Entwicklung nicht eigentlich irgendwo hinführt.

Die entscheidende Frage angesichts dieser Entwicklungen ist, ob Jugendliche, oder vielmehr ob prinzipiell die psychischen Fähigkeiten des Menschen für diese Überbetonung der Subjektivität und Individualität, diese Belastung durch ständige Wahlmöglichkeiten, dieses Verschwinden von zeitlichen und räumlichen Konturen diesen Anforderungen gewachsen sind. Sich in dieser fluiden Welt zu orientieren und zu behaupten erfordert erheblichen Aufwand und auch konkrete Ressourcen, die vielen Jugendlichen nicht zur Verfügung stehen. In dieser Verunsicherung und Spaltung, die ihre Parallele in der Verunsicherung der Gesellschaft in der

in Verbindung mit der Unfähigkeit, den eigenen Identitäten konstruktiv zu begegnen ohne Rückgriff auf Fiktionen und Ersatzidentitäten, wie sie der Nationalismus und der Rassismus schon immer parat hatten und mit denen diese die integrierte, multikulturelle Nationenbildung weltweit immer wieder zersetzen. Die Bedingungen der derzeitigen Phase der Moderne, geprägt von Mobilität und Fluidität, stellen Gesellschaften erneut vor fundamentale Fragen, wie sie zur Zeit der Nationengründung gestellt und, in den meisten Fällen, sehr ungenügend beantwortet wurden. Die Frage nach „Heimat“ ist nicht eine Frage von Blut und Boden, sondern eine Frage der sozialen Solidarität. Dies gilt es Jugendlichen durch Beispiele zu vermitteln, auch unter differenzierter und kritischer Nutzung neuer Medien. ■



Als ich Bruno Faidutti das erste Mal begegnete, war er bereits ein von schwerer Krankheit gezeichneter Mann. Er sprach sehr leise, was einen in die seltene Lage versetzte, aufmerksam zuhören zu müssen. Im Gespräch erwies er sich als kritischer Beobachter unserer Zeit, als selbstkritischer Geist und gemäßigter Kulturpessimist, der trotz seiner Krankheit und seiner von pragmatischer und spekulativer Skepsis getragenen Analysen erstaunlich gut gelaunt war. Seine Frau hatte mich eingeladen, die Home Gallery zu besuchen, nachdem ich einen kurzen Text zu einer Arbeit von Faidutti aus dem Jahr 2007 veröffentlicht hatte. Bruno führte mich durch seine 2010 in der Kapuzinergasse gegründete Galerie, begleitet von einem anregenden Gespräch über die ausgestellten Arbeiten und über die zeitgenössische Kunstproduktion an sich. Vor einem Bild blieben wir länger stehen, ein titellooses Werk, Acryl und Faserstift auf Glas. Es thematisierte einerseits die Frage nach Struktur und Ausdruck des Kunstwerks und machte diese somit zum formalen Inhalt der Kunst, andererseits verwies es auf eine noch nicht entschlüsselte, gerade in ihrer mathematischen Dimension nicht entmystifizierte Außenwelt. Die auf den ersten Blick chaotische Anordnung von Zeichen – Symbole, Embleme und keilschriftartige Schriftzeichen – ließ in dem Bild keine sequentielle Wiederholung erkennen, es schienen singuläre Verkettungen eines unbeweisbaren Systems. Sprengt die Gödelschen Ketten! Es konnten aber ebenso gut Aufzeichnungen eines Traums von prähistorischen Zeichnungen unentdeckter Chromosomen-Anordnungen sein. Wer weiß schon, was die Menschen vor 40.000 Jahren alles wussten. Rein zufällig (sofern es den Zufall gibt) kam uns im gleichen Moment



Foto: Andreas Bertagnoll

ANDREAS BERTAGNOLL

Die Bilder des Fotografen Andreas Bertagnoll spielen Beziehungen zwischen Menschen eine zentrale Rolle. Seine Fotografien verharren gerne in der Andeutung von etwas, das über das Bild hinausgeht. Die Szenen und ihre Protagonisten erzählen nie die ganze Geschichte, sie konfrontieren den Betrachter mit narrativen Leerstellen. Was vorher war, muss errahnt werden, wie es weitergeht, was eigentlich passiert – das alles ist mit den Stilmitteln der Fotografie codiert. Andreas Bertagnoll ist 1978 geboren und lebt in Kaltern. Er hat am Instituto Europeo di Design in Mailand Fotografie studiert und nähert sich in seinem letzten Bildband „Wir / Noi“ (Kehrer Verlag, 2013) der brüchigen Südtiroler „Heimat“ als unauffälliger Beobachter. Er dokumentiert darin alltägliches Geschehen und verzichtet auf Wertungen und vorweggenommene Deutungen.

Nachruf Bruno Faidutti

Zwischen Tera Ladina und Home Gallery

Abbott Abbotts Flatland in den Sinn. Diese Erzählung, sagte Bruno, habe er bei der Fertigung des Kunstwerks im Kopf gehabt; wohl eine der originellsten mathematischen Erzählungen neben Lewis Carolls Alice im Wunderland. Auch dieses Buch inspirierte die Bilder, die anlässlich der Ausstellung Scrittura Spazio Luna 2007 gezeigt wurden. Er habe nicht Flatland oder Through the

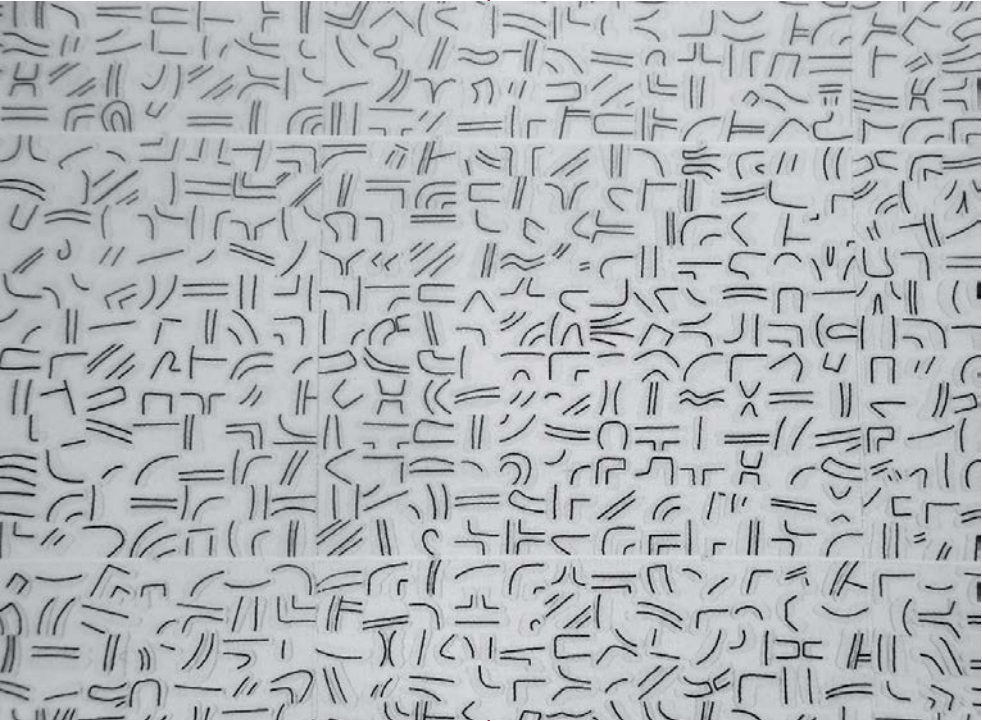


Foto: Haimo Perkmann

Looking Glass umsetzen wollen, erklärte Bruno, denn das wäre künstlerisch völlig belanglos, sie hätten ihn aber inspiriert.

Als wir uns das letzte Mal begegneten, an einem Nachmittag vor dem Café Monaco hinter dem Dominikanerplatz, erfuhr ich, dass Bruno Faidutti in Bruneck geboren wurde und dass es ihn schon bald ins Ausland gezogen hat, vor allem nach Südafrika, wo er als Fotograf für italienischen Medien tätig war. Er fand dort eine dramatische soziale Realität vor und dokumentierte sie. Was mich in den kurzen, synthetischen Gesprächen mit Bruno sofort berührt hat, war die aus der Tiefe kommende Menschlichkeit eines Künstlers, der die Welt gesehen und sein Menschsein dabei nicht verloren hat, der nicht offensiv, vielerher sanft, aber dennoch schonungslos ehrlich ist. Das Private hielt er außen vor. Seine Familie, seine Kinder erwähnte er nur einmal am Rande, in einem Halbsatz, dennoch spürte ich dabei eine große Wärme von innen nach außen dringen. Bruno war auch an diesem Nachmittag guter Dinge. Doch betrachtete er sein Lebenswerk sehr kritisch. Alles, was er in diesen oder jenen Jahren gemacht habe, sagte er, sei nichts, sei der Eitelkeit erlegen, andere Arbeiten seien hingegen „wahr“. An diesem Tag, Deleuze würde sagen, fünf Minuten vor Mitternacht, wenn der Künstler nichts mehr zu beweisen hat, maß er seine eigene Kunst an einem hohen Maßstab, ebenso schonungslos wie die Welt, dem Maßstab der künstlerischen Redlichkeit. Wir kamen auf den Fotografieband Tera Ladina Val Badia von 1985 zu sprechen, denn ich hätte einige dieser Fotos gerne im Rahmen einer Ausstellung im Herbst 2014 gezeigt. Tera Ladina ist eine fotografische Dokumentation des bäuerlichen Lebens im Gadertal; ein einmaliger, bis ins Kleinste Detail aufmerksamer, ernster und doch humorvoller Fotoband, der heute unerklärlicherweise vergriffen ist. Ja, man habe versucht, das Buch noch einmal aufzulegen. Sein Frau, Freunde, sie hätten schon sondiert, ob es Interesse gäbe... ein Direktor eines lokalen Tourismusvereins, erzählte Bruno, habe jüngst abgelehnt und darauf verwiesen, dass

man grad erst einen Fotoband herausgegeben habe. Der Herr Direktor habe dabei auf ein dickes Buch gedeutet. 200 Seiten Hochglanzprospektfotografie! Bruno Faidutti lachte. Lautlos, denn er hatte fast keine Stimme mehr.

Vielleicht dauert es noch ein wenig, bis das Werk eine Neuauflage erfährt, bis auch ein

Bruno Faidutti 2007, Senza Titolo, Acryl und Faserstift auf Glas, 100 x 200 cm, Ausschnitt

Herr Direktor und die vielen lokalen Kulturträger den Unterschied zwischen Kunst und Konserve erkennen. Faiduttis Tera Ladina ist kein Hochglanzprospekt, die Bilder offenbaren eine große Zuneigung zu den abgebildeten Menschen, aber auch zu den Haus- und Hoftieren, und ebenso große Sensibilität für den beschwerlichen Alltag am Bergbauernhof. Sie sind purer subjektiver Realismus, keine Beschönigung, aber auch kein Pathos, wiewohl ästhetische Sublimierung durch das Auge des Künstlers. Vielleicht ist gerade die Differenz zwischen Kunst und Konserve, zwischen der schöpferischen Kreation des Künstlers und der leeren Kreativität der Designer und Kreativen aller Art, die eigentliche Lehre aus Warhols Campbell's Soup Cans. So bleibt zu hoffen, dass es nicht allzu lange dauert, bis Bruno Faiduttis Dokumentation neu erscheint und seine Arbeiten, darunter auch sein fotografisches Oeuvre, ihren kunsthistorischen Platz und Stellenwert im Kulturarchiv des Landes finden.

Herausgeber  
Erscheinungsort

Distel - Vereinigung  
Bozen

Präsident

Martin Hanni

Vorstand

Peter Paul Brugger, Gertrud Gasser,  
Bernhard Nussbaumer, Reinhold Perkmann, Roger Pycha

Koordination,  
Veranstaltungen  
Presserechtlich  
verantwortlich  
Finanzgebarung  
Graphisches Konzept  
Sekretariat

Hannes Egger, Haimo Perkmann  
  
Vinzenz Ausserhofer  
Christof Brandt  
Gruppe Gut Graphics  
Hannes Egger  
I - 39100 Bozen, Silbergasse 15  
Tel. ++39/0471 - 977468  
Fax ++39/0471 - 940718  
info@kulturelemente.org  
www.kulturelemente.org

E-mail  
homepage

www.kulturelemente.org

Druck  
Grafik  
Bezugspreise  
Abonnement  
Bankverbindungen

Fotolito Varesco Auer  
Media Grafik ++39 348 580 30 70  
Inland: 3,5 Euro, Ausland 4 Euro  
Inland: 22 Euro, Ausland: 29 Euro  
Südtiroler Landessparkasse Bozen:  
IBAN: IT30 F060 4511 6010 0000 1521 300

AUTONOME  
PROVINZ  
BOZEN  
SÜDTIROL

PROVINCIA  
AUTONOMA  
DI BOLZANO  
ALTO ADIGE

Deutsche Kultur

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Südtiroler Landesregierung,  
Abteilung Deutsche Kultur

Die **kulturelemente** sind eingetragen beim Landesgericht Bozen unter der Nr. 1/81  
Alle Rechte sind bei den Autorinnen und Autoren. Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur  
mit Genehmigung der Redaktion und Angabe der Bezugsquelle erlaubt.



**Georg Aichner**, Klausen  
Apotheker und Philosoph

**Andreas Bertagnoll**,  
Kaltern  
Fotograph

**Erich Dapunt**, Bozen  
Fotograf und Lehrer

**Bruno Klammer**, Bruneck  
Theologe, Philosoph,  
Publizist

**Walter Lorenz**, Bozen  
Sozialwissenschaftler  
und Rektor der Freien  
Universität Bozen

**Haimo Perkmann**, Meran  
Autor, Lektor  
und Übersetzer

**Roger Pycha**, Bruneck  
Primar für Psychiatrie am  
KH Bruneck

**Helga Johanna Zelger**, Bozen  
Lehrerin, Publizistin

Helga Johanna Zelger

# Auch keine Lösung

Rezension: Daniel Glattauer *Die Wunderübung*  
Deuticke 2014, ISBN 978-3-552-06239-9

liegende denken, sich einfach zu trennen und  
künftig ohne einander weiterzuleben.

Erst der zweite Akt der Komödie lässt den  
Profi wanken, zeigt die Kontrastbeziehung,  
scheinbar friedlich, aber distanziert, belang-  
los und so unverbindlich, dass die Trennung  
gerade, weil sie nie offen im Raum steht, je-  
derzeit stattfinden kann. Erst das inszenierte  
Schwanken des Beraters führt uns das vor,  
was unser Streitpaar wirklich eint: die Allianz  
gegen einen Dritten.

Glattauer führt uns so gar nicht mal über-  
zeichnet vor, was in vielen Beziehungen tris-  
ter Alltag ist und wogegen wir anscheinend  
kein Rezept gefunden haben. Es stellt sich die  
ewige Frage, ob es so etwas wie eine gelun-  
gene dauerhafte Beziehung zwischen Mann  
und Frau überhaupt gibt und geben kann?  
Letzten Endes muss sich wohl jedes Paar  
selber die Frage stellen, ob und was zusam-

menhält, was man ursprünglich beim anderen  
gesucht und warum man es nicht gefunden  
hat, ob man mit den Beschränkungen weiter-  
leben kann und will oder doch besser anders-  
wo weitersucht, um vielleicht doch noch ir-  
gendwie das Bessere oder gar das Allerbeste  
zu finden. Es ist auch eine Frage des Versäu-  
mens in einer Welt scheinbar unbegrenzter  
Möglichkeiten, wo einen Mausclick weiter  
schon das Wahre, Perfekte warten kann oder  
eben auch wirklich nichts Besseres nach-  
kommt und man vielleicht doch das Beste  
gehen lässt.

Der neue Glattauer hält uns nachmodernen  
Menschen den Spiegel vor, lässt uns tief in  
unsere Abgründe blicken, schmunzelnd, aber  
gerade deshalb betroffen machend, und er  
findet keine Antworten, sucht sie scheinbar  
nicht mal, gibt keine Rezepte und Ratschläge  
und ist deshalb besser als alle kluge Ratge-  
berliteratur zusammen.

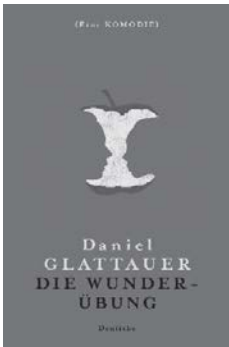


Foto: Cover

/ WAS  
/ WANN  
/ WO COSA  
QUANDO  
DOVE



Der Kultur-Veranstaltungskalender / Calendario delle attività culturali  
Eine Initiative der Stiftung Südtiroler Sparkasse / Un'iniziativa della Fondazione Cassa di Risparmio